EX MUNIFICENTIA
FERDINANDI III. M. E. D.
DIE 9. IUNII 1791.

9. 6. 118

A I

Neugebauer (Guglielmo)
Favole delle Volpi
Glogau 1762.

Digitized by Google

Die
Fabeln des Fuchſes

nebſt einem Verſuch

in Todtengeſprächen

herausgegeben

von

Wilhelm Ehrenfried Neugebauer,
der Danziger deutſchen Geſellſchaft zu Beförderung des guten Geſchmacks Mitglied.

Glogau,
bey Chriſtian Friedrich Günthern,
1761.

Der

Hochwohlgebohrnen Fräulein,

Fräulein

Barbara Eva Friderika

von **Flotow**,

auf Käselin, ꝛc. ꝛc.

widmet diese Blätter mit tiefster Ergebenheit

Der Verfasser.

Hochwohlgebohrne Fräulein!

Gnädige Fräulein!

Hier sehen Sie ein Beyspiel, wie leicht man sich mit einem Autor kann zu thun machen. Die kleinste Handlung, das geringste Wort, giebt diesen Leuten Anlaß, zuthätig zu werden. Hätten Sie mich nicht hören lassen, wie sehr Sie die Dichtkunst schätzen, wie viel Sie auf den Herrn von Kleist halten, und wie gern Sie den Grandison lesen, = = kurz, hätte ich nicht den wahren guten und feinen Geschmack

bey

bey Ihnen entdeckt, den Sie besitzen: so würden Sie sich itzt nicht genöthigt sehen, die Schutzgöttinn meiner Fabeln abzugeben. Es war mir unmöglich, **gnädige Fräulein**, die erste Gelegenheit aus der Hand zu lassen, ohne der ganzen Welt mit allem Entzücken, dessen ich hierbey fähig bin, zu erzählen, daß es hier in Mecklenburg eine junge Dame giebt, welche ihren Stand und ihre persönlichen Reizungen durch den seltnen Geschmack an Wissenschaften erhöhet und durch ein zärtliches Gefühl des Witzes verschönert. Alles, was ich hierbey bedaure, ist, daß mir diese Gelegenheit nichts wichtigers, nichts ausgearbeiteters hierzu anbot, als eine kleine Sammlung von Aufsätzen, welche mitten im Geräusche des Krieges, in Lägern und auf beschwerlichen Märschen meiner Feder entwischt sind, und daher

nichts anders, als noch viel Rauhes an sich haben können. Ich würde alsdenn noch einst so stolz gewesen seyn, meine Arbeit Ihrer Gnade zu empfehlen und mich nennen zu dürfen

Ew. Hochwohlgebohrnen

Käselin
den 12ten des Hornungs
1 7 6 1.

unterthänigen Diener
Wilhelm Ehrenfried Neugebauer.

Die

Die
Fabeln des Fuchses.

Die erste Fabel.

Der Fuchs und der Fabeldichter.

Der schlaue Reinicke fragte den Fabeldichter: woher es käme, daß man so viel ungereimte und sich widersprechende Erzählungen von Thieren hätte? Er antwortete: weil die meisten Fabeldichter entweder nur Fabelfänger, oder Fabelschmiede seyn; jene beschreiben die moralische Geschichte des Thierreichs zwar mit Wahrheit, aber ihre Nachrichten sind sehr selten, und diese, deren Hand-

werk weit leichter ist, bekümmern sich nicht viel um die Thiere, sondern bleiben bey denen Menschen: sie tauschen bloß die Namen um, machen aus Harpax Phylax, aus Tartüffe Fuchs, und aus einem versoffnen Kerl eine Dachrinne; indessen sind sie doch diejenigen, die uns die meisten Geschichtgen oder vielmehr Romanchen aus dem Thierreiche mittheilen, schön gedruckt, selten gelesen werden und endlich als Makulatur liegen bleiben. Reinicke antwortete mit tiefsinniger Miene: ihr Menschen solltet euch mehr zum Umgange mit uns herablassen: wenn es dir nicht zuwider ist, so will ich dir zuverläßige Nachrichten von uns ertheilen: und hierauf erzählte der Fuchs dem Fabeldichter in sieben Tagen die folgenden siebenmal sieben Fabeln.

Die

Die zwote Fabel.

Der Affe, ein Projektmacher.

Der weitgereiſete Affe kam zum Löwen, und verhieß ihm, ſeine Macht und ſein Reich zu vergrößern. Der König laſſe befehlen, ſagte er, daß der Wolf von zehen geraubten Schaafen, Ziegen oder Lämmern ſechſe, der Bär von drey Bienenſtöcken zwey, die Maus von vier Mundvolln Käſe einen, das Schaaf die Hälfte ſeiner Wolle, und ſo alle Thiere nach Beſchaffenheit an die Reſidenz abliefern ſollten. Dem Löwen gefiel der Vorſchlag, und der Befehl ergieng. Allein der Wolf, Bär und die Maus bewieſen, daß zwar des Königs Schätze durch dieſen Tribut zunehmen, ſie ſelbſt aber dabey Hungers ſterben und das Reich von Unterthanen entblöſſen würden. Das einzige Schaaf brachte ſeine ganze Wolle mit Ehrfurcht dar, und der Affe rief: Es lebe Frankreich! ihr ſeyd alle Narren.

Die dritte Fabel.

Der Elephant, ein Kronenwerber.

Bey der Unmündigkeit des Löwen seßten viele Thiere die Ehrfurcht gegen seinen Stamm so stark auf die Seite, daß sie anfiengen, nach seinem Zepter zu streben. Unter andern berief sich der Elephant auf seine Größe und treffliches Gedächtniß, wovon er unläugbare Proben gab. Als diese Unruhen gestillt waren, und sich der Löwe auf seinem Thron bevestigt hatte: so dachte er in Gnaden an den Elephanten, und machte ihn großmüthig zum Reichsarchivarius, weil das Schreiben bey den Thieren nicht Mode ist. Wie viel Sprachen verstehn Sie, Hr. Orbil? Zwölfe? das ist genug zu einem lebendigen Register.

Die vierte Fabel.

Das Pantherthier, der Widder und der Hund.

Eine Pantherinn, deren Fell dem reineſten Sammet nicht wich, und wo ein Maler ihre bunte Flecken ſchien geordnet zu haben, war lange Zeit der Gegenſtand von der Bewunderung aller Thiere. Sie wählte, verwarf und wählte wieder, bis ſie endlich in ihrer Wahl bey dem friedfertigen Widder ſtehen blieb. Ihre Reizungen und katzenmäßig-freundliches Weſen, machten auf ſein Herz vielen Eindruck, und er beſchloß, ſie zu heyrathen. Vorher aber vertraute er ſeine Leidenſchaft einem alten Schaafrüden, der ihm ſeit langer Zeit mit treuer Freundſchaft zugethan war. Einfältiger, ſagte dieſer Freund, du ſieheſt zwar dies feine Fell, die bunten Flecken und das angenehme Bezeigen deiner Geliebten: aber haſt du auch überlegt, daß ſie Reißzähne und Klauen hat? haſt du bemerkt, daß ſie ſo fleiſchfräßig, als liſtig iſt? In Wahrheit, Bruder, antwortete der Widder, dazu bin ich zu blind geweſen: ſie hat mir zu ſchön geſchienen, als daß ſie mich zerfleiſchen könnte: aber ich will mich beſſer bedenken und bey meines Gleichen bleiben.

Die fünfte Fabel.

Die Spinne und die Fliege.

Eine kleine Fliege hatte sich in dem unsichtbaren Netze der langbeinigten Spinne gefangen, und hieng mit flatternden Flügeln, ihr Schicksal zu erwarten. Verrätherinn, rief die Spinne aus dem Mittelpunkt ihrer gewebten Vestung, Verrätherinn! endlich habe ich dich, dir den Lohn für den Uebermuth zu geben, womit du mir vor einer Woche meine künstlichsten Bollwerke zernichtet hast. Wie ist das möglich, o Spinne, erwiederte die unschuldige Fliege, da ich mich meines Daseyns erst seit zwey Tagen bewußt bin? Welche Verwegenheit! donnerte ihr die Spinne mit Giftsprützendem Rüssel zu: du darfst mich noch schimpfen und mich zur Lügnerinn machen? gesetzt aber, du hast mir nicht selbsten meine Burg beschädigt, so ist es doch eine deines Geschlechtes gewesen, und du leidest die billige Strafe dafür. Hiermit kam sie auf die unglückliche Fliege los, drückte sie mit ihren rauhen Beinen zusammen,

und

und saugte ihr das Blut aus. Allein, in demselben Augenblick ward sie, nicht ohne ein ausgesprochnes Pfuy! und nicht ohne ein weggewandtes Gesicht, von dem zerschmetternden Pantoffel eines geschäfftigen Hausmädchens zerknirscht. Daß euch die göttliche Rache doch eben so zerknirsche, ihr Tyrannen, die ihr denen Ohnmächtigern eben so mitspielet, wie die Spinne der Fliege.

Die sechste Fabel.

Der Papagay und der Mops.

Als eines Tages der nachschwatzende Papagay viel Unsinn in seines Herrn Zimmer gehört hatte, fieng er in seinem Bauer an: Wenn ichs recht überlege, so ist es doch wahr, daß unser Herr das Französische erbärmlich ausspricht. Ist es an dir, murrte ihm ein ernsthafter Mops entgegen, des Herrn Aussprache zu tadeln, du, der du auf französisch nichts weiter als: Bon jour! und auf deutsch nicht mehr als: Papgen will bald essen, heraus schnarren kannst?

Die siebende Fabel.

Die satyrische Nachteule.

In dem hohlen Stamm einer alten Eiche saß eine vom Tageslicht und allen Vögeln verscheuchte Nachteule, und beschäfftigte sich in Gesellschaft ihrer Jungen und etlicher Fledermäuse, alle andre Luftbürger lächerlich zu machen. Sie erzählte sehr beissend, wie beschämt der Pfau seinen Schweif zusammen legte, wenn er seine Füße betrachtete: sie nannte den Finken einen unverschämten Zwitscherer, die Nachtigall eine buhlerische Quintillantinn, und den muntern Sperling einen Hasenfuß; ja sie sagte so gar, die Sonne wäre ein bloßer Quell der Eitelkeit, und that sich was darauf zu gute, daß sie ihre Reizungen vor den Stralen derselben verbärge. Ein spöttischer Häher belauerte sie bey dieser sittlichen und scharfsinnigen Verrichtung, setzte sich auf den Gipfel des Baumes und rief alle vorbeyfliegende Vögel mit den Worten an: Sehet hier eine spröde Betschwester!

Die achte Fabel.

Der Adler und der Straus.

Dem pfeilschnellen Adler ward von dem einfältigen Straus, der auf die Größe seines Körpers stolz war, eine Wette angeboten, wer von ihnen beyden am höchsten fliegen könnte. Der König derer Vögel nahm den Kampf mit Verachtung zum Zeitvertreib an: der Platz ward bestimmt, und alle Vögel zum zuschauen eingeladen. Sie setzten beyde an; der Adler schwebte empor und näherte sich, auf den Fittichen der Luft getragen, den äußersten Gränzen unsrer Atmosphäre: Der Straus streckte seinen Hals aus, spannte seine kleinen Flügel und lief ohne Anhalten, mit größerer Geschwindigkeit, als eine arabische Stutte, wohl eine Meile schiebend im Sande dahin. Plötzlich stund er stille, gafte in die Höhe, und schrie: Wo ist nun der Adler? Ich wette, er holt mich nicht ein!

Die neunte Fabel.

Der Dachshund, das Wieſel und der Pudel.

Ein aufgebrachtes Dachshündgen ſtritte eines Tages mit einem Wieſel, und jagte ihm ſo viel Angſt ein, daß es ſich in eine bekannte Höhle des Erdbodens verkroch. Der zornige Hund beſuchte ſchnaubend das Loch, und fand keine andre Oeffnung, als wo das Wieſel hinein geſchlupft war. Indem kam ein Pudel, der dem Kampfe zugeſehen, herbey, grüßte den Sieger und ſprach: lieber Bruder, wenn du meinem Rathe folgen willſt, ſo lege dich bey dem Loche nieder, und warte, bis der Hunger dir deinen entkräfteten Feind in die Klauen jagen wird: ich will dich indeß mit Waſſer und Brod, ja ſo gar einigen Bratenknochen, die ich noch von der letzten Hochzeit verwahrt habe, verſehen. Aber der ſtolze Dachsjäger verſetzte mit gerümpfter Naſe und geblöktem Zahne: was giebſt du mir für einen feigen Rath, blöder Alter? Sollte ich, der ich ſo manchen ſtarken Dachs im Inner-

sten seiner Residenz heimgesucht, sollte ich nunmehr Tag und Nacht auf ein elendes Wiesel lauern? Das sey ferne von mir! Mit diesen Worten kroch er erhitzt mit seiner Schnautze in das Loch, worinn ihm das verzweifelte Wiesel allen Gift, den es vermochte, in den Hals und die Augen blies. Er kroch zurück, streckte alle viere von sich und bedauerte, sterbend und überwunden, daß er seinen Muth und seiner Hitze mehr, als dem wohlgemeynten Rathe seines Freundes geglaubt hatte.

Die zehente Fabel.

Die Meerkatze und der Stutzer.

Als Selimor vergangene Woche in Belindens Zimmer gehüpft und getrallert kam, sprang ihr Meerkätzgen für Freuden in die Höhe und rief: Sey gegrüßt, mein lieber Affe! ich freue mich, dich so staatlich geputzt zu sehen: deine Geschicklichkeit muß nicht klein, und deine Herrschaft sehr gütig seyn. Komm, hilf mir ein paar Hände voll Haselnüsse knacken, und erzähle mir was Neues von deinem itzigen Zustande. Welch ein Glück für die gute Meerkatze, daß Selimor ihrer Sprache so wenig mächtig war, als der französischen!

Die eilfte Fabel.

Der Fuchs und der aufgeblasene Schlauch.

Als der Fuchs die Trauben, die er nicht erreichen konnte, verachtete, und sagte, daß sie ihm zu sauer wären, hatte von ohngefähr ein Schalk diese prahlende Bemäntelung seines Unvermögens angehört. Er trug daher einen so stark als möglich mit Winde angefüllten Schlauch unter den Weinstock, in Erwartung, den Fuchs zu betrügen. In kurzer Zeit sah er ihn noch eben so hungrig wiederkommen, und sich freuen, daß er nunmehr die Trauben wohl erlangen würde, da er auf einen so grossen Sack treten könnte. Ohne weitere Untersuchung sprang Reinicke munter auf den Schlauch, der aber, von seinen Krallen durchbohrt, seine unsichtbare Ladung von sich gab, platt wurde und dem Traubendiebe einen Fall verursachte, wodurch er sich den Kopf an den harten Baumwurzeln sehr beschädigte. O wie jung habe ich gehandelt; rief der zum andernmal betrogne

trogne Fuchs aus: hätte ich nicht erſt unterſuchen ſollen, was in dem Schlauche wäre, und ob er mich tragen könnte, ehe ich mich ſeiner Unterſtützung anvertrauet? Heut zu Tage iſt die Gelehrſamkeit vieler jungen Philoſophen dieſem Schlauche nicht unähnlich: man empfiehlt ihnen, die Stärke derſelben wohl zu unterſuchen, ehe ſie durch ihr Mittel nach größern Dingen ſtreben wollen.

Die zwölfte Fabel.

Die Kaiſerkrone, die Hummel und der Schmetterling.

Die Hummel und der Schmetterling ſchwärmten beyde mit verliebten Summen und Flattern um die prächtige Kaiſerkrone, die ihr Haupt mit herrſchendem Anſtand in der Mitte des bunten Parterres empor hub. Sie öffnete ihren Kelch gegen die unflätige Hummel mit vieler Gefälligkeit, und antwortete dem klagenden Schmetterling: Ich ziehe meinen Nutzen deinen bunten Flügeln zu ſehr für, als daß ich nicht erkennen ſollte, wie geſchickt die Hummel mit ihrem ſcharfen Stachel iſt, mir den ſchädlichen Ueberfluß von Feuchtigkeit, den mir der gütige Boden und der fleißige Gärtner geben, zu benehmen, ein Dienſt, den ich von dir vergebens erwarten würde. O Herr Fuchs, Sie können auch ein Fabelſchmied ſeyn! Hier iſt nichts geändert, als die Namen: wenn wir die Wörter Kaiſerkrone, Hummel und Schmetterling in die Namen Fr. v. - - - - Michel, der Kutſcher und Alceſt der Kaufmann überſetzen, ſo haben Sie nichts mehr erzählt, als was itzt den allgemeinen Stoff zu Caffeetiſchgeſprächen abgiebt.

Die

Die dreyzehente Fabel.

Der kranke Löwe.

Wie der König der Thiere einst von einer Schwachheit des Magens überfallen wurde, rief man seinen Leibarzt, den Hasen, herzu, ihm eine Verordnung zu thun, wofür er eine gute Belohnung zu hoffen hatte. Ich sehe nicht bey den itzigen Umständen, sagte er, wie dem Könige besser könne geholfen werden, als mit einem Gericht Hünerköpfe. Man war geschäfftig die Arzney zu besorgen, und dem Fuchs ward aufgetragen, sie herbey zu schaffen, welcher es nicht an sich ermangeln ließ, den Satz wahr zu machen, daß unter dem Apotheker, Arzt und Kranken der letzte in jeder Betrachtung allemal am schlimmsten fahre.

Die vierzehente Fabel.

Die widerspenstige Krähe.

Es hatte sich die spöttische Krähe mit so viel witzigen Einfällen an dem Adler versündigt, daß er beschloß, sie zu bestrafen und zugleich sein königlich Ansehen zu zeigen. Diesem zu Folge verbot er ihr bey Lebensstrafe zu hüpfen; gut! antwortete die Krähe: ich werde deinen Befehl verehren, wofern du mir nur nicht das Gehen untersagest. Nein, das sey dir vergönnt, erwiederte der gnädige Adler, und hiermit hüpfte die Krähe zufrieden fort, indem sie versicherte, daß sie auf keine andre Weise gehen könnte.

Die

Die funfzehnte Fabel.

Die Haaſen und der Fuchs.

Welche Vorbedeutung von großen Begebenheiten! welche ungewöhnliche Neuigkeit, o meine Brüder! ſagte der Haaſe mit Keichen und beklemmter Stimme zu ſeinen Geſchlechtsverwandten: gleich itzt, ſolltet ihr es wohl glauben? habe ich den Löwen und Bären, die ſich, wie ich gewiß weis, ſeit einem Monate nicht beſucht haben, beyſammen geſehen: das muß gewiß etwas Außerordentliches bedeuten. Alle Haaſen waren in großer Angſt über dieſe Erſcheinung: der eine ſagte, daß ohne Zweifel ein Anſchlag wider die Feinde des Reiches auf dem Tapet wäre; ein andrer behauptete, es könnte nichts anders als ein Krieg gegen das menſchliche Geſchlecht ſeyn, und bedauerte ſchon im Voraus die Menge von Haaſen, die darinn bleiben würde; der dritte vermuthete, der Zug würde gegen die Vögel gehen, von deren Rebellion vor wenig Zeit ein fliegendes Gerüchte erſchollen; und endlich ſagte ein alter eisgrauer

Haase mit Geheimnißvoller Miene: was gilt es, betrügt euch alle, und ich errathe den rechten Grund dieser Zusammenkunft? Der Bär hat gewisse alte Ansprüche an die Krone, und ist ohne Zweifel gekommen, sie mit dem Löwen durch Zweykampf auszumachen. Hier trat ein Fuchs mit spöttischem Zähneblöcken in die Versammlung, und sprach: Lieben Freunde, was gebt ihr mir, so setze ich das Reich, den König und euch in Sicherheit. Gleich itzt sind der Löwe und Bär friedfertig von ihrem Spatziergange zurückgekommen; denn ihre Zusammenkunft hat weiter nichts auf sich, als eine Verabredung, daß der Bär alle Monate einmal nach Hofe kommen und dem König ein paar Tage zum Umgange dienen soll.

Die sechszehente Fabel.

Die Rose.

Die Königinn unter denen Rosen eines Schmuckvollen Parterres ward von dem Gärtner ausersehen, um auf dem schneeweissen Busen der reizenden Belinde zu verwelken: ein Glück, welches ihr mancher haasenfüßige Stutzer in abgeschmackten Sonnetten und unsinnigen Madrigalen beneidete. Allein die Rose selbst klagte aus viel wesentlicherem Grunde: verwünscht sey die Pracht meiner Blätter, sagte sie, welche mich zum frühzeitigen Tode verdammt! wäre ich eine Blume von gemeinem Ansehen, von dem Pöbel derer Rosen gewesen, so stünde ich noch auf meinem Stock und würde erst zu meiner Zeit, gleich andern Blumen von ihm dahin fallen. O Belinde, deren schwellender Busen itzt mein heißes Sterbebette ist, die du, mit meinem Reize geschmückt, dich doppelt schön dünkest, und deren Witz und Keuschheit so wie deine Augen schimmern, wirf niemals einen Blick auf meine verwelkenden Blätter, ohne zu denken, daß ich dein Bildniß in jeder Betrachtung sey, und daß die Stutzer, deren halb boshafter und halb hirnloser Haufe dich umgaukelt, den Gärtner, der mich abgepflückt, vorstellen.

Die

Die siebzehnte Fabel.

Merkur und der alte Hund.

Merkur gieng einst bey einem Bauerhofe vorbey, wo er einen alten Hund, den sein Besitzer bloß wegen seiner ehemaligen Wachsamkeit ernährte, auf einem Schober modriger Knochen mit begierigen Blicken sitzen sah, ohne daß er einen davon berühren durfte, aus Furcht, sein Schober möchte um einen weniger werden. Kaum empfand der Hund den Stral der vorbey säuselnden Gottheit, als er ihr zuseufzete: o grosser Gott! möchte doch dieser Hause Knochen niemals verringert, noch ich davon genommen werden! Der gütige Merkur hörte seine Bitte und gewährte ihn derselben: die Knochen versteinerten sich und der Hund ward zu einem Springbrunn, der nunmehr Menschen und Vieh mit einem klaren Wasser erfrischte, da er bey seinem Leben doch seiner eignen Mutter auch nicht das schimmlichste Bein aus seinem Schatze würde gegeben haben.

Die achtzehende Fabel.

Die Gerechtigkeit und der Fuchs.

Reinicke gieng nach Hauſe, einige geſtohlne Hüner heimzutragen, und fand ein altes langnäſichtes bucklichtes Müttergen unterwegens, die ihm ſeinen Diebſtahl ſehr hart und nach allen Regeln des Coder verwies. Schöne wohlgewachſene Perſon, ſagte der Fuchs, wer ſeyd ihr, daß ihr euch das Recht nehmet, meine Handlungen zu verdammen? Ich bin die Gerechtigkeit, du Schalk, erwiederte die Alte, über welcher du und deines gleichen ſo lange gekünſtelt, bis ihr mir die gegenwärtige Geſtalt gegeben, damit ihr nun deſto freyer leugnen könnet, mich jemals gekannt zu haben.

Die neunzehente Fabel.

Der Pfau und die Nachtigall.

In einem Zank über den Vorzug, dergleichen der schöngeschwänzte Pfau oft anfieng, und den er itzt mit der Nachtigall hatte, vergaß er nicht, die Farben seiner Federn mit allen den poetischen Farben herauszustreichen, welche er mit Fleiß bey denen Wettstreiten der Musen aus Gedichten, worinn seiner Erwähnung geschiehet, auswendig gelernt hatte. Die Nachtigall führte statt aller Einwendung an, daß ihm die Menschen gleichwohl noch niemals, so wie ihr, gute Dichter verglichen hätten, und ließ es auf eine Entscheidung des allmächtigen Zevs ankommen. Zevs hörte ihre Sache mit einem gnädigen Lächeln, was den ganzen Olymp erheiterte und mit Ambrosienduft erfüllte, an, und that den Ausspruch: Der Pfau hat so schöne Federn, daß sie wirklich verdienen, die vornehmste Zierde über den Nachttischen und Spiegeln derer galanten Frauenzimmer zu seyn; die Stimme der Nachtigall aber soll nach wie vor in dem Rechte bleiben, die Ohren vernünftiger Schönen und ächter Harmonie Kenner zu entzücken. Wie gefällt Ihnen dieser Ausspruch, Herr Jean de France?

Die

Die zwanzigste Fabel.

Der Fuchs vor Gerichte.

Es hatte Reinicke mit vielem Recht eine Klage wider sich erregt, als wenn er das ihm aufgelegte Gebot, nicht ohne äußerste Bedürfniß seines Leibes Federvieh zu stehlen, übertreten, und eine Gans bloß zu Stillung seines Appetits mit sich gehen heißen. Der Affe ward zum Richter gesetzt, und legte, um recht pünktlich zu verfahren, dem Fuchs eine genaue Rechenschaft über die strittige Gans auf. Derselbe war seiner Handlung so sehr überwiesen, daß er sie nicht leugnen konnte, und trat daher seinen Bewis mit allem Muthe eines Fuchses an. Er brachte drey volle Stunden zu, die medicinischen Kräfte, die in dem Schnabel, den Füßen und Federn einer Gans stecken, nebst ihrem haushälterlichen Gebrauche ins Licht zu setzen und darzuthun, daß seine Gesundheit dieser Hülfsmittel schlechterdings bedürftig gewesen. Der Affe sprach ihn

hier-

hierauf los, und Reinicke gieng gerechtfertiget heim, ohne daß die mindeste Rede von dem Rumpfe der Gans gewesen wäre. Der Affe ward indessen daran erinnert und antwortete: Was hilft es? er ist nun schon unschuldig gesprochen; ein andermal will ich bey dem Rumpfe anfangen, und sollte ich weder von dem Schnabel, noch Federn und Füssen was zu hören kriegen.

Die ein und zwanzigste Fabel.

Der büßende Geyer.

Ein Geyer, der unzählige Mordthaten unter den Hünern und Tauben auf dem Herzen liegen hatte, ward so krank, daß er an seinem Leben zweifelte, und gelobte ganz ängstlich zu den Göttern, Buße zu thun. Sein Vorsatz war wirklich in dem Augenblick, da er gelobte, aufrichtig, und er ward gesund. Den ersten Tag seines Ausfluges sah er kein Hünerhaus noch Taubenschlag an: den andern fühlte er schon eine Begierde, dem Spielen dieses Geflügels zuzuschauen: den dritten aber begegnete ihm in dem Gefilde der Luft eine einzelne Taube. Sogleich verschlang ein brennender Hunger seine Eingeweide: Was hilft mich meine Frömmigkeit, sagte er, wenn ich dabey verhungere und außer Stand komme, sie länger zu üben: eine kleine und nothwendige Sünde vergeben die Götter; wenn ich diesen Braten verzehre, so kann ich wohl wieder ein paar Tage fasten; und über dem siehet mich Niemand: Die Taube ward also zerrissen und verzehrt. Des andern Tages sah

er auf seinem Fluge einen Hof, worinnen eine Glucke mit einer Menge Küchlein gieng: der Schaden, sagte der Geyer, den ich durch Entführung von ein paar unreifen Küchlein mache, ist so groß nicht, daß er Sünde seyn könnte; man wird es unter der Zahl nicht merken, daß ich meinen Appetit gestillet, der schon so lange kein Küchlein zur Sättigung bekommen. Den vierten Tag entführte er ein erwachsen Huhn unter eben dem Vorwand, und so gerieth er wieder auf seine vorige Lebensart, ohne sich weitere Vorwürfe zu machen, als daß er so thöricht gewesen, ein Gelübde zu thun, was er wegen seiner Natur und Bedürfnisse unmöglich halten könnte.

Die zwey und zwanzigste Fabel.

Der Fuchs und der Edelmann.

Einem Landjunker fielen die Raubereyen des Fuchses so sehr zur Last, und wurden so häufig, daß er beschloß, lieber Friede mit ihm zu machen, als sich seiner List ferner auszusetzen, welche alle Anschläge, ihn zu tödten oder zu fangen, vernichtete. Der Fuchs ließ sich den Vorschlag gefallen, und versprach, dem Edelmann nichts mehr zu versehren, wenn er ihm alle Tage ein Huhn geben wollte. Allein, das dauchte dem geizigen Edelmann zu viel, ohngeachtet der Fuchs bey der Ehre des Löwen schwur, er könnte nicht mit wenigerm auskommen, er wolle für diesen Preis sich nicht mehr in der ganzen Gegend des Dorfes sehen lassen, und der Schade, den er wirklich alle Tage unter dem Federvieh anrichtete, um ein vieles

größer war, als seine Forderung. Endlich überlegte der Fuchs den Vortheil, den er hätte, für dem Junker und seinem Gesinde sicher zu seyn, und nahm wöchentlich mit einem Huhn vorlieb, wofür des Edelmanns Gänse, Enten, Hüner und Tauben zwar einer ungestörten Ruhe genossen, die Bauerhöfe hingegen aber desto öfter über die diebischen Einbrüche des Fuchses zu klagen hatten.

Die drey und zwanzigste Fabel.

Der Phönix.

Der Streit war unter denen Gelehrten ehemals sehr groß, ob es einen Phönix gäbe oder nicht, und ist itzt fast zum Vortheil der letztern Meynung beygelegt. Der Grund desselben liegt in folgender Begebenheit: Es ward der Phönix wegen der außerordentlichen Eigenschaften, die man von ihm rühmet, zum allgemeinen Hohenpriester und Opferer des ganzen Flügelheeres erkohren. Allein, nicht zufrieden mit dieser Ehre, glaubte er, eben diese Eigenschaften wären hinlänglich, auch das Königreich mit dem Hohenpriesterthum in sich zu vereinigen. Zevs sah den Stolz des Dieners der Götter mit Unwillen und strafte ihn. Seit seinem mißlungenen Unternehmen auf die Rechte des Adlers heget er eine solche Schüchternheit, sich sehen zu lassen, daß ihn selbst bey seinem großen Opfer kaum die Vögel gewahr werden, und die Menschen und Thiere haben daher gerechte Ursach, an seinem Daseyn zu zweifeln. Sollte der ketzerische Geist, der an allem Ansehen der Religion zweifelt, nicht einen gleichen Ursprung haben?

Die vier und zwanzigste Fabel.

Der Geyer und die Taube.

Es bewarb sich der listige Geyer mit dem Anschein zärtlicher Liebe und friedfertiger Absichten um eine spiegelhälsichte Taube, und erweckte bey ihrem ganzen Geschlechte die Begierde nach künftigen Vertheidigern, welche den kriegerischen Geist des Geyers ohne seine räuberischen Gesinnungen an sich haben würden. Er erhielt daher seine Braut, und hatte sie kaum in seiner Gewalt, als er ihr so mitfuhr, wie er allen Tauben zu thun gewohnt war, die in seine Klauen fielen. Erinnern Sie sich, schöne Cephise, daß Ihr Vater ein armer ehrlicher Bürger, Ihr geliebter Akanthus aber Cornet ist.

Die

Die fünf und zwanzigste Fabel.

Die Katze und ihre Frau.

Eine kluge Katze stritt einst mit ihrer Frauen, welche vermuthlich eine Hexe war (denn wie hätte sie sonst die Sprache der Katzen verstanden?) über den Vorzug, den die Menschen vor den Thieren haben sollten. Unter andern sagte sie: Mich wundert, daß du uns den ersten Rang nicht einräumest, so bald du nur überlegest, wie sehr wir nach den Gesetzen der Natur und der Billigkeit regiert werden. Ich will die Lebensart und Sitten, die unter uns herrschen, verschweigen: du wirst aber finden, daß weder Vielfräße, noch Säufer, noch Sodomiter unter uns seyn. Siehe nur den Rang an, den wir unter uns beobachten: der tapfre, der großmüthige und kluge Löwe ist König: der Bär, Wolf, Panther, Luchs und Tiger seyn die ersten im Streit: der Fuchs und ich gehen dem Löwen mit gutem Rath an die Hand, und der Esel und Haase sind in allgemeiner Verachtung. Bey euch hingegen sitzen oft eure Esel neben euren Löwen, und eure Bären laßt ihr von euren Haasen in Streit führen.

Die sechs und zwanzigste Fabel.

Der Ziegenbock und die Katze.

Ein alter Ziegenbock gab sich alle mögliche Mühe, einer schönfleckigten jungen Ziege zu gefallen. Oft sah ihn eine spötrische listige Katze von dem Dache zu, wenn er im Hofe vor seiner Geliebten hundert alberne Sprünge machte und auf die herzbrechendste Art von der Welt möckerte. Wenn du ein Mensch wärest, rief sie ihm einsmals zu, so wollte ich dich warnen, kein Ziegenbock zu werden: so aber gebe ich dir nur den freundschaftlichen Rath, den Hausherrn zu bitten, daß er deine Stallthüre etwas höher machen lasse: sonst würdest du mit der Zeit draußen schlafen müssen. Ich verstehe dich, Spötterinn, erwiederte der Ziegenbock: meine Hörner gehen dich nichts an, so lange ich ihr Gewicht nur ertrage.

Die

Die sieben und zwanzigste Fabel.

Zevs und das Pferd.

Ein Pferd, welches gewohnt war, einem Landmann gewisse Dienste zu verrichten, wofür er ihm sein Futter gab, ward dieser Lebensart überdrüßig. Sein Zustand schien ihm sklavisch, wenn er ihn mit dem Zustand derer wilden Thiere verglich, und es wünschte sehnlich, seinen Unterhalt so wie der Löwe, Tiger und andre erwerben zu können. Die Gestalt des Panthers hatte besonders einen solchen Eindruck auf seine Augen gemacht, daß es Tag und Nacht mit der Vorstellung umgieng, wie schön, wie gefürchtet und wie frey es seyn würde, wenn es ein Panther wäre. Diese Vorstellung nahm es so weit ein, daß es endlich zum Altare Jupiters kam, und ihm seine Bitte, es in ein Pantherthier zu verwandeln, vortrug. Der Herr des Olympus erzürnte sich mit Recht über seine Thorheit und lächelte, ihm zur Strafe, den Stral der Hoffnung in den Sinn. Lange Zeit brachte es zu, die Gottheit mit ungestümen Flehen täglich zu ermüden, und versäumte darüber, sein gewöhnlich Futter

zu verdienen. Wie endlich auch das Gras, welches bisher seine bloße Nahrung gewesen war, zu schwinden begunte, so brachte es der Hunger wieder zu dem Landmann, seinem vorigen Erhalter. Allein, derselbe war schon mit einem andern Pferde versehen, welches bessere Dienste thun konnte, als dieser verhungerte Hengst. Gleichwohl brachte er es zu einem Müller, der es aber nicht zum Reiten, Fahren, oder ein wenig Ackern, seinen ehemaligen Geschäfften brauchte, sondern die Mühle zu treiben und Säcke zu tragen, anwandte. Hier seufzete es aufs neue unter der Last seiner Arbeit zum Jupiter: allein, es erscholl eine donnernde Stimme in seinen Ohren, welche sprach: das Pferd, was ein Panther zu werden wünscht, verdienet, daß es ein Esel sey.

Die acht und zwanzigste Fabel.

Die Weisheit des Elephanten.

Einige Hunde, Katzen, Pferde, und andre Thiere, welche in menschlicher Gesellschaft zu leben gewohnt waren, gaben auf einem allgemeinen Reichstage derer Thiere den Entwurf ein, ihre Klagen nicht mehr so, wie vorhin, stehenden Fußes auszumachen, als wodurch oft die Gerechtigkeit übereilt und bevortheilt würde, sondern Anwälde zu wählen, die dem Richter die wohl untersuchte Gerechtigkeit beyder Parteyen zu desto reiferem Ausspruche vorlegen sollten. Sie hatten schon großen Eindruck auf alle anwesende Thiere, nach eines jeden Neigungen gemacht: das Schaaf und das zahme Geflügel hielt sich dadurch für den Vergewaltigungen des Wolfs, Fuchses und derer Raubvögel mehr als vorhin gesichert: diese aber glaubten, wenn sie nur Zeit gewönnen, auch ihren unverschämtesten Raubereyen den Deckmantel der Billigkeit umhängen zu können. Endlich trat der mäßige und gerechte Elephant auf: Es ist am besten, o ihr Thiere,

sprach

sprach er, daß ihr bey euren alten Gebräuchen bleibet; die Stärke würde durch diese Neuerung allzu stark unter uns werden: lasset den Wolf Partey seyn, so wird er bis zu Austrag der Sache nur ungestraft noch mehr Schaafe zerreissen: Lasset ihn Anwald seyn, so wird er seine Partey zur Bezahlung verschlingen, und Jupiter strafe uns nicht, daß er jemals Richter werde! Nein, wir wollen es uns nicht zur Schande nachsagen lassen, so menschlich gehandelt zu haben.

Die neun und zwanzigste Fabel.

Der Gänsrich und der Adler.

Ein dummer stolzer Gänsrich verliebte sich in die Tochter des Adlers, und man weis noch nicht, warum sie und ihr ganz Geschlecht sich diese Verbindung gefallen ließ. Allein, wie einsmals die Braut den Liebhaber in zärtlichem Scherz mit den Krallen faßte und gegen die Sonne empor trug, so vergiengen ihm von dem Glanz und schnellen Fluge Gesicht und Kräfte dergestalt, daß er ihr zu schwer ward, und sie ihn mußte fallen lassen. Zum Glück entstürzte er in einen Teich: O Jupiter, rief er, gieb mir nur das mal mein Gesicht wieder! ich will gern ein ander mal nach einer Gans freyen.

Die dreyßigste Fabel.

Der Bauerjunge und die Ameisen.

In einem Ameisenhaufen fand ein Bauerjunge fast eine halbe Handvoll Korn, welches dieser ganzen Colonie zum Unterhalt dienen sollte. Das will ich in jene Ecke des Hofes säen, sagte er, und ich werde meine Freude haben, wenn es mir in ein paar Jahren ganze Scheffel tragen wird. Ach, seufzte eine alte Ameise, du bedenkst also nicht, daß du schon ein ganzes grosses Feld voll Korn besitzest, unter welchem man unserm Vorrath gar nicht würde vermißt haben . . einen Vorrath, dessen Einsammlung uns die unsäglichste Mühe gekostet, und wovon wir einen ganzen Winter durch leben konnten.

Die ein und dreyßigste Fabel.

Der Esel und der Luchs.

Zu der Zeit, da der Esel von dem Löwen zu seinem Jagdhorn gebraucht wurde, und er so wohl bey ihm stund, daß er ihm oft seine Seite gönnte, beklagte sich der Luchs über diese Gunst, welche er bey sich viel besser angewandt hielte. Der Löwe hörte seinem Murren mit Großmuth zu und antwortete ihm: Mein lieber Luchs, der Esel thut blindlings, was ich ihm befehle, weil er und seine Niedrigkeit zwey untrennbare Dinge seyn, und mehr verlange ich nicht; du aber, der du von allen Thieren und dir selbst für ein scharfsinnig Thier gehalten wirst, du würdest alles, was ich dir auftrüge, vorher überlegen wollen . . ein Fehler, welcher größer ist, als alle Geschicklichkeit, womit du mir dienen würdest.

Die zwey und dreyßigste Fabel.

Die Blutegel und die Wasser-Schlange.

In dem schlammichten Grunde eines Flusses erhub sich einst ein Streit zwischen der Blutegel und der Wasserschlange. Diese strich ihren Adel unter den Thieren heraus und pries ihre Stärke nebst den dadurch erhaltenen Siegen. Die Sonne freuet sich, sprach sie, sich in meinen bunten Schuppen zu bespiegeln, und jeder Bürger des Gewässers erstarret für dem Feuer meiner Augen. Schweige, erwiederte die Blutegel, mit eingebildeten Vorzügen, und sage mir vielmehr, warum der Mensch, das klügste Thier, welches Zevs über uns alle erhaben, warum derselbe so sehr nach meinem Geschlecht strebet, da er das dinige verabscheuet? Ein schöner beweis von Vorzug! antwortete die Wasserschlange: ihm zufolge wäre ja der Froschlaich, diese Sammlung von Embryonen zweydeutiger und verächtlicher Geschöpfe, uns beyden und vielen andern Bewohnern des Wassers vorzuziehen. Die Menschen haben dich bisweilen nöthig und deswegen suchen sie dich.

Die

Die drey und dreyßigste Fabel.

Das Gelübde des Fuchses.

So schlau das Geschlecht der Füchse auch ist, so giebt es doch bisweilen einige darunter, die so seltsame Grillen haben, daß sie ihrer Klugheit nicht zuzusagen scheinen. Ein junger Fuchs unter andern, welcher seine Aeltern einst vom Phönix hatte schwatzen hören, machte sich von dem guten Geschmack dieses Vogels aus seiner Schönheit und Seltenheit einen solchen Begriff, daß er das Gelübde that, so lange kein Fleisch zu essen, als bis er von dem Fleische des Phönix gekostet . . ein Gelübde, wobey sich die in seiner Nachbarschaft liegenden Bauerhöfe fast drey Monden lang recht wohl befanden. Endlich aber, da er schon anfieng zu zweifeln, daß seine Bemühungen, den Phönix auszuspüren, gesegnet seyn möchten, so erblickte er einstens unversehens am Ufer eines Teiches eine todte und schon angekommene Ente liegen. Die angebohrne Begierde nach Flügelwerk regte sich in ihm bey diesem Anblick, und löfete auf einmal

die Bande ſeines Gelübdes. Wie, ſagte er, wenn ſich der Phönix mir eben ſo unerwartet anböte? oder wenn ich in meinem Leben keinen zu ſehen bekäme? Gut! wir wollen uns einbilden, als wäre dieſe Ente ein Stücke Phönix; und damit fraß er ſeinen riechenden Braten mit viel Zufriedenheit. Fraget doch Filamorn, wie weit ſeine Markolpha von der idealiſchen Clariſſa abſtehe, auf deren Vermählung er ſchon ſo manches Jahr gehoffet, und woran er endlich mit größtem Rechte verzweifelt hat?

Die vier und dreyßigste Fabel.

Das Jagdpferd und der Windhund.

Ein zitternder Haase hörte hinter einem Strauche, daß das Jagdpferd zum Windhunde sprach: Gestehe nur, daß du aus keinem so edlen Triebe jagest, als ich: dich reizet das Fleisch des Haasen, mich aber die bloße Ehre, ihn eingeholt zu haben. So bald sie weg waren, sprach der Haase bey sich selbst: welcher verdammter Edelmuth! Ich meines Theils wünsche mir so wenig von dem Pferde als von dem Hunde gejagt zu werden. Der Haase hatte Recht: auch ich will so wenig Cynthiens als Phrynens Reizungen opfern.

Die fünf und dreyßigste Fabel.

Die Eiche und der Nelkenstock.

Eine hohe und stolze Eiche sah einen Nelkenstock, dessen volle Blumen erquickende Gewürzdüfte verbreiteten, in einem vergoldeten Gefäße bey sich vorüber tragen. O du Zwerg, seufzte sie, wie hoffärtig brüstest du dich mit deinen leeren Blumen im goldenen Schmucke, da ich indessen, der Baum des Jupiters und der erste Versorger der Menschen, hier ungeschätzet und ungeschmücket stehen muß. Wenn du dich und mich besser betrachtetest, rief der duftende Nelkenstock der Eiche, so würdest du dich mit deinem Schmuck begnügen lassen und überlegen, daß der, den du mir beneidest, zwar für mich geschickt, du aber für ihn ungeschickt seyst.

Die

Die sechs und dreyßigste Fabel.

Der entscheidende Affe.

Nachdem einige Thiere mit verschiedenen Gründen vor und wider ihren Satz lange genug disputirt hatten, ob man denen Menschen auch wohl einen Vorzug vor ihnen zugestehen könnte? so that endlich ein alter Affe folgenden Ausspruch: Mein langer Aufenthalt unter denen Menschen giebt mir ein Recht, sie zu kennen, meine lieben Thiere: alle angebliche Vorzüge vor unsern Geschlechtern können ihnen wohl sehr zweifelhaft gemacht werden, weil sie in der That zweydeutig sind, einen ausgenommen, den sie selbst nicht einst recht zu schätzen wissen, und den wir, ihnen streitig zu machen, nicht fähig seyn. Dieser Vorzug, meine lieben Thiere, bestehet in der Gewalt, alles, was sie wollen, aus Winde zu schaffen, und solchem Winde ein wesentlich Ansehen zu geben. So bedienen sich, zum Beyspiel, diejenigen, welche man unter ihnen groß, vornehm, oder reich nennet, eines befruchtenden Süd- und schröckenden Nordwindes,

Die sieben und dreyßigste Fabel.

Der Jagdhund und der Mops.

Einige Hunde waren über die Verdienste eines beliebten Jagdhundes so eifersüchtig, als nur immermehr Hunde seyn können. Sie berathschlagten sich lange über die Mittel, die man anwenden müßte, ihm die Gewogenheit seines Herrn zu entziehen. Endlich belferte ihnen ein kleiner Mops zu: Laßt uns nur auf Mittel denken, daß Hektor der Stoff von den Caffeetischgesprächen meiner Frauen wird; für das übrige alles stehe ich.

Die neun und dreyßigste Fabel.

Der Fuchs und der Dachs.

Der König der Thiere hatte einst den nützlichen Einfall, einem seiner Unterthanen die Erziehung seines Geschlechtes anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf den Fuchs, dessen Betragen solche zu rechtfertigen schien. Allein, die Löwinn wandte ein, der Fuchs wäre ein Thier, welches beständig in seiner Wildheit dahingegangen, und sich niemals um gute Lehrer bekümmert. Der bedächtliche Dachs hingegen hätte sich den Umgang des vielwissenden Affen dergestalt zu Nutze gemacht, daß er ihm an Weisheit beynahe gleich käme. Was geschah? Der Löwe liebte den Hausfrieden: seine Gattinn hielt viel auf die Aeffinn: der Affe war dem Dachs geneigt: und also ward der schulgelehrte Dachs dem weltgelehrten Fuchs vorgezogen.

Die vierzigste Fabel.

Der Ichnevmon und der Ibis *).

An den Ufern des Nils begegnete Ichnevmon dem auf die Opfer stolzen Ibis, welche ihm die dankbaren Aegypter brachten, weil er ihr Land von schädlichem Ungeziefer wohlthätig reinigte. In der That, Ibis, sagte er, wenn man dem Muthe Gerechtigkeit wiederfahren ließe, so würde man mir, als dem Ueberwinder des Krokodils, diese Altäre rauchen sehen, welche man dir bestimmt, der du deine Siege auf elendes machtloses Gewürme einschränkest. Vielleicht, versetzte der Ibis, würde man diesen Muth, den du von dir preisest, nicht an dir wahrnehmen, wenn die Leber des Krokodils nicht zu viel Reizungen für deinen Gaumen hätte.

*) Der Ichnevmon ist ein kleines Thier, welches nach Plinius und andrer Zeugniß, der gefährlichste Feind des Krokodils ist, dem er im Schlaf in den offenen Rachen kriecht und die Leber abfrißt. Der Ibis aber ist ein schwarzer Vogel, der viel ähnliches mit dem Storche hat.

Die ein und vierzigste Fabel.

Der Hund und der Falke.

Ein angehender Jagdhund kam zum Falken, als einem berühmten Jäger und sprach: Liebster Freund! von dir allein erwarte ich Rath in meiner Verlegenheit; ich mag den Fuchs noch so schnell verfolgen, so hole ich ihn doch nicht ein, meine Beine sind gleichwohl stark und meiner Brust fehlet kein Athem; aber wenn ich denke, ich habe ihn noch weit vor mir, so sehe ich ihn hinter mir, und denn ist er, ehe ichs mich versehe, schon an meiner Seiten. Der Falke antwortete mit Gelassenheit: Mein Freund, an den Beinen und der Brust fehlt es dir zwar nicht, aber am Kopfe: wenn du den Fuchs fangen wilst, so laufe allemal dahin, wohin er dir nicht zu laufen scheint, und du kannst bald sein Meister werden.

Die zwey und vierzigste Fabel.

Der kritisirende Esel.

Mein Herr nebst seiner Frauen mögen immerhin von den Vorzügen der Größe und Stärke reden, sagte der Esel zu seiner Gattinn, indem der Junker mit der Dame bey dem Stall vorbey spatzierte; man siehet wohl, daß sie beydes nicht kennen: ich würde sonst der Frauen behäglicher seyn, als ihr ungestalter kleiner Mops, und der Herr würde nicht so viel Wesens aus der Stimme seiner Nachtigall machen, die ich tausendfach übertäube. So sprach der Esel, und die Eselinn jauchzte ihm ein Beyfallvolles

Ja zu.

Die drey und vierzigste Fabel.

Der Guckguck und der welsche Hahn.

Der Ton deiner Stimme ist so polternd, daß alles erschrickt, was ihn höret; sagte der Guckguck zum welschen Hahne; welche edle Einfalt und Harmonie mußt du hingegen in meinem Gesange bewundern! Ich kann mir schmeicheln, in diesen Stücken der beste Nachahmer der Nachtigall zu seyn. Mit gefälligem und fast hexametrischen Gehauder antwortete der Calikuter: Ich gebe es dir zu, wenn du mir nur eingestehen willst, daß an Majestät und Erhabenheit meine Lieder denen Liedern der Nachtigall nicht viel nachgeben; und der Guckguck war des Vergleiches zufrieden. Wie viel gelehrter Schimpfschriften könnten wir nicht überhoben seyn, wenn die Herren Gottschediener und Klopstockeener eben so billig dächten, und jeder den andern in einem gewissen Stück für ächte Nachahmer Homers halten wollten!

Die vier und vierzigste Fabel.

Der Kettenhund und sein Bruder.

Der wachsame Wiedu, der im Hof an der Kette jeden Ankommenden verrieth, und die Diebe von dem Gute seines Herrn zurück schickte, fragte seinen Bruder Spion: ob er dann dem Herrn größere Dienste als er leiste, weil er frey herumgienge und so fett aussähe, da er bey seiner magern Kost derselben immer ähnlich bliebe? Ich habe Aufwarten und Tobackschmauchen gelernt, war die Antwort, und das gefällt dem Herrn so wohl, daß er immer die Speise von seinem Teller mit mir theilet.

Die

Die fünf und vierzigſte Fabel.

Der Geldtopf und der Mops.

Ein Bauer fand eine Urne auf ſeinem Acker, die der Beſitzer ſchon vor mehr als tauſend Jahren mit einer großen Menge Münzen gefüllt eingegraben hatte. Der Bauer ſchüttete das Geld in einen Sack und warf den alten Topf wider einen Stein. Ein ſchon graubärtiger Mops ſah dieſes, und ſprach ſeufzend: Ach, du armer Topf, du haſt gerade das Schickſal meiner Herrſchaft . . die gute alte Frau hätte in ihrer Dunkelheit bleiben ſollen; allein, ſie wollte mit ihrem Reichthume ſchimmern: nun ſchimmert das Geld: ihr aber gehet es, wie dieſem Topfe.

Die

Die sechs und vierzigste Fabel.

Die ehrgeizige Maus.

Als der Löwe einst eine Gesandschaft in wichtigen Angelegenheiten an den Adler zu senden hatte, und man lange wegen der Wahl derer Gesandten in Verlegenheit gewesen war, so trat endlich eine kleine Maus in die Versammlung, und bot sich mit zwitscherndem Tone an, dieses Amt über sich zu nehmen, welches schon der Bär und Wolf von sich abgelehnt hatten. Ein allgemeines Gelächter jeden Thieres nach seiner Stimme begleitete diesen Antrag. Die Maus aber fragte sehr ernsthaft: Für was sehet ihr mich denn an, o ihr Thiere? Für eine Maus! schallte von allen Seiten ein spöttischer Zuruf. Wohl! erwiederte sie: ich bin keine Maus; aber wisset, daß ich auch eben dieselbe bin, welche von den Bergen mit so großer Angst zur Welt gebohren wurde. Und mit so vielem Gelächter, setzte der Fuchs hinzu: du solltest den Göttern danken, daß deine belachenswürdige Geburt unter andern Mäusen vergessen würde, und dich nicht erst aus unzeitigem Ehrgeiz noch lächerlicher machen.

Die sieben und vierzigste Fabel.

Der Falke und der Wiedehopf.

Ich weis nicht, wodurch der unflätige Wiedehopf einsmals die Gunst des Adlers verdient hatte, eben so wenig, als man dieses, Wodurch, öfters unter denen Menschen weis. Ein Falke flohe mit verächtlichen Blicken bey ihm vorbey, und der aufgeblasene Vogel rief ihm zu: Und du schätzest den Günstling des Königs nicht einst deines Grusses würdig? Armseliger! erwiederte der Falke: Die Gunst des Adlers macht dich mir noch lange nicht gleich, wenn er mir schon seine Gegenwart verboten hat. Nicht wahr, meine Freunde, der Falke handelte dumm?

Die acht und vierzigste Fabel.

Der Esel, ein Redner.

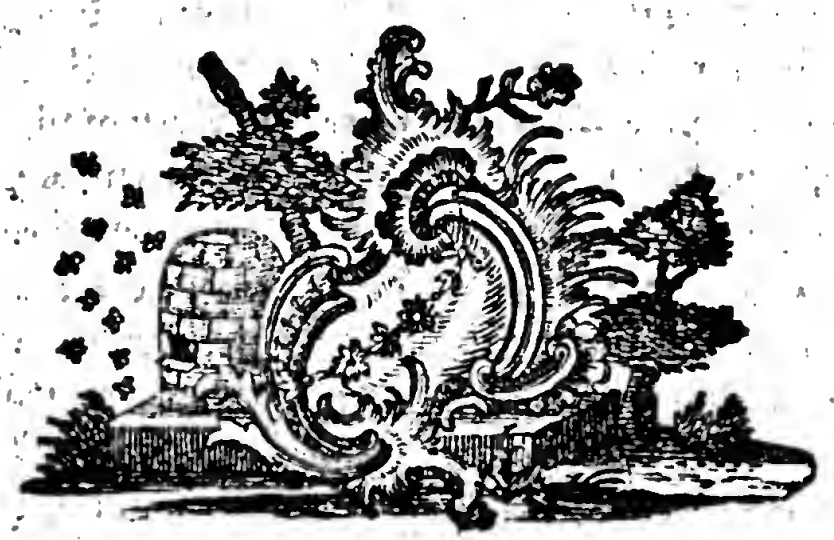
Der Esel kam zum Fuchs und bat ihn, er möchte ihm doch zur Rednerstelle in dem Parlament des Löwen helfen. Gut, Vetter, sagte Reinicke, die Stelle könntest du wohl bekommen; aber wie hält es um deine Beredsamkeit und andre nöthige Wissenschaften? O lieber Vetter, antwortete der Esel: meynestu, daß ich so lange unter denen weisen Menschen gelebt habe, ohne etwas von ihnen zu lernen? Hilf mir erst, daß ich Redner werde: wenn es hernach zum Reden kommt, so kenne ich ein alt Reitpferd, was sonst viel Geschicklichkeit und Klugheit besaß, itzt aber bey dem Pfluge fast Hungers stirbt. Das wird nur vor ein oder ein paar Futter, die mein Amt wohl abwerfen soll, gerne die nöthigen Reden machen.

Die neun und vierzigste Fabel.

Die Tulpe, die Lilie und die Bienen.

Die mit allen Farben der Blumengöttinn prangende Tulpe hob ihren stolzen Stengel auf dem Parterre empor, und sah eine schneeweiße Lilie neben ihr. Wie unverständig ist der Gärtner gewesen, rief sie voll Verachtung, der mir eine so niedrige Gesellschaft zugeordnet hat! Er muß es wahrhaftig nur gethan haben, meine Reizungen durch deinen Schatten in ein höheres Licht zu setzen. Die bescheidne Lilie erwiderte: wenn deine bunten Reizungen etwas mehr wären, als eine Lust für die Augen, welche sie von ferne erblicken, warum brauchen dich nicht die Menschen gleich mir, ihre Wohnungen durch zu balsamen? Du eignest dir Vorzüge zu, welche dir sonst niemand zugestehet: aber laß uns jenen Schwarm Bienen zum Richter nehmen: dieses Volk hat die beste Kenntniß von denen wahren Verdiensten der Blumen. Die Bienen näherten sich und flogen voll Verachtung bey der hochmüthigen Tulpe vorüber: die widrigen Ausdünstungen

ſtungen dieſes Gewächſes verſprachen ihnen keine Süßigkeit, die ſie hingegen in denen aromatiſchen Düften, welche die Lilie aus ihrem pußloſen Kelche herfür ſchickte, im Ueberfluß fanden. Als Reinicke dieſe Fabel erzählte, ſo dachte ich, ich kann es nicht leugnen, an Sie, ſchönſte Belinde, und an die ſtoffne Robe, welche Sie vergangenen Sonntag in der Kirche anhatten, als Sie ſich neben die ſimple Phyllis ſetzten.



Die funfzigste Fabel.

Die bekümmerten Mäuse.

Zu der Zeit, da der Löwe mit dem Adler in den berühmten Krieg verwickelt war, der in unsern Geschichten so bekannt ist, und bey welchem die Fledermäuse sich durch ihren Meineyd an beyden Seiten herfür thaten, blühete in einem alten Käsekeller eine Republik Mäuse. Das Gerüchte des Krieges erscholl auch daselbst, und setzte ihre Aeltesten in nicht geringe Verwirrung. Man hielt eine feyerliche Versammlung, und in derselben wurde allen in diesem Keller wohnhaften Mäusen verboten, weder von diesem Kriege, noch auch von den Personen des Löwen und Adlers unter sich zu reden. Denn, sagte die Maus, welche den Doge vorstellte, es fehlet nicht an Kundschaftern, und wenn diese beyden Beherrscher vernehmen, daß etwan zu ihrem Nachtheil etwas unter uns vorgienge, so könnten sie einen Vorwand finden, uns zu unterdrücken. Eine alte und unter dem gemeinen Haufen vergessene Maus antwortete diesem weisen Vorsteher hierauf: Wer weis, ob der Löwe sowohl

als der Adler jemals von unsrer Republik was reden gehört, und wenn wir ihnen auch sammt unsrem ganzen Vermögen an Käsen bekannt wären, so hätten sie nicht erst diesen Krieg, worinn sie ohnedem beschäfftigt genug seyn werden, erwarten dürfen, einen Vorwand zu unsrer Unterdrückung zu finden, falls unsre Schätze ein Gegenstand ihres Verlangens worden wären. Inzwischen ist es gut, daß du diese Verordnung machest: es erhält dich in der Uebung deines Amtes; denn einen andern Nutzen für unser Wohl sehe ich nicht darinn.

Todten-

Todtengeſpräche.

I.

Sebaſtian Gryph. Thyrſis.

Thyrſis.

Was weis ich, ob mir Manuz begegnet iſt? denn ich habe geſchworen, ſo lange ich denken kann, an die Leute von ſeiner Art nicht zu denken. Er war ein Buchführer, und das iſt genug: vielleicht ſeyd ihr auch einer.

Gryph. Ich weis nicht, was euch wider uns ſo erhitzt; denn ihr habt recht: ich bin einer, und zwar keiner der unbekannteſten: ich bin Sebaſtian Gryph, der ſo viel alte Schriftſteller . .

Thyrſis. Gut! gut! ſo verlaßt mich nur: ich bin ein junger Gelehrter: ein neuer Schriftſteller: den eure Mitbrüder verachtet, ja, verachtet und dadurch ihren Theil zu meinem frühzeitigen Tode beygetragen. Ich haſſe euch: gehet!

Gryph. Aber, ihr wisset nicht, daß der Haß und alle Leidenschaften nach dem Tode aufhören sollen?

Thyrsis. Ey freylich, weis ich alles, was zu einem rechtschaffnen Todten gehört. Aber, wie? wollt ihr, daß ich wie ihr seyn soll. Es sind kaum zwo Stunden, daß ich hier angekommen, und ich soll meine Leidenschaften so weggeworfen haben, als wäre ich schon seit 300 Jahren todt? Noch darzu meine Lieblingsleidenschaft, den Haß gegen euer verwünscht Geschlechte.

Gryph. Seyd versichert, daß ich eure Feinde tadle; weil ich aber lange vor eurer Zeit gelebt, so schlüße ich mich von ihnen aus.

Thyrsis. Es ist ein Glück, daß meine Philosophie mich so wenig als meine andern Fehler verlassen hat. Ich würde sonst immer hitzig bleiben, euch zu verlassen: aber die Philosophie läßt uns unsre Gegner suchen, und wir sind nie hitziger, als wenn wir bey ihnen bleiben wollen.

Gryph. Was verursachte denn also euren so großen Haß gegen uns? Ich bin darüber erstaunt, so bald ich hörte, daß ihr ein Gelehrter wäret: dies sind ja sonst unsre besten Freunde.

Thyrsis. Ja die, deren Schriften ihr verlegt. Aber diejenigen, welche euer übler Geschmack

ſchmack um Ruhm und den Lohn ihrer Arbeiten bringt . . o meine Handſchriften und Entwürfe! kurz, ich war ein Poete, ein Philoſoph und ein witziger Autor. Wieviel Gedichte, Satyren und moraliſche Ausarbeitungen hatte ich nicht verfertigt, und wie viel Buchführern hatte ich ſie nicht angeboten? Aber keiner hat ſie angenommen: Die Barbaren! Stoppens Gedichte, die ſächſiſche Herkuliska, den Philoſoph Robine u. d. g. Skarteken haben ſie gedruckt, und meine regelmäßigen und geſchmackvollen Ausarbeitungen nur flüchtig durchgeſehn und zurück gegeben. Meine prächtigſten Oden rührten ſie nicht, und die angenehmſten Satyren hatten keinen Reiz vor ihre Midas-Ohren. So ſah ich meine Kinder in der Geburt erſtickt, die Entwürfe zu einem mehr als homeriſchen Heldengedichte und etlichen moraliſchen Gedichten, ein ganz Journal, Critiken und eine völlige Bibliothek gieng vor die Freunde der Muſen verlohren. Ich ſelbſt litt Mangel an neuen Büchern, weil meine Einkünfte nicht bis dahin zulangten. Ich nahm meine ganze Philoſophie zu rathe, und wußte nichts klügers zu thun, als daß ich mich über die Buchführer ärgerte und ſtarb. Es ſollten keine eigennützige ungelehrte und geſchmackloſe Leute dieſe Profeßion treiben, ſondern gründliche Gelehrte und witzige Köpfe, welche

Freunde und Beförderer derer Wissenschaften wären. So lebte ich noch, meine Werke wären gedruckt, und an statt, daß ich itzt die Zeit zubringe, mich an den Zustand eines Verstorbenen zu gewöhnen, so würde ich beschäfftigt seyn, meine großen Entwürfe auszuführen, und mich zu einem Homer, Klopstock oder Milton zu singen.

Gryph. Allein, ihr merket nicht an, daß sich ein Buchführer im Verlag derer Schriften, von denen er leben muß, auch um den Abgang zu bekümmern habe. Die Werke des Witzes sind besonders gefährlich zu kaufen: ich habe mir sagen lassen, daß es itzt mit ihnen wie mit den Stoffen und Moden gehet. In Leipzig muß man reimen, in Zürch Hexameter machen und in Halle beydes thun.

Thyrsis. Schön! aber wer berichtet euch solche Dinge! Wahre Witzige giebt es an allen Oertern, und der Witz ist in allen Versarten einerley, wenn er gesund ist. Die große Regel des Dichters und des Redners von Anbeginn der Welt an, und in allen Ländern, war und ist, der Natur zu folgen.

Gryph. Ist denn diese Regel schon klar genug? ich glaube, daß sie starke Erläuterungen bedarf: sie scheint mir eine wächserne Nase zu haben, und Schönaich kann sowohl als Klopstock behaupten, daß er der Natur folge.

Thyrsis.

Thyrsis. Das ist eben der Streit: ich konnte behaupten, daß ich in meinen Werken der Natur folgte, und die Buchführer hatten vielleicht andre Begriffe davon. Indessen ist ein Todter wohl ein Todter und ich lebe nicht mehr: lebte ich, so würde ich mir doch die Mühe geben, zu untersuchen, welche von beyden Naturen die natürlichste wäre.

Gryph. Sehet ihr, daß die Verschiedenheit des Geschmacks Ursach an eurem Unfall war? und vielleicht war es euer Ansehen auch? Ihr waret jung, sagtet ihr?

Thyrsis. Ja, jung an Jahren, aber an Wissenschaft und Fähigkeit ein Greiß.

Gryph. Das stund auf eurer Stirne nicht geschrieben!

Thyrsis. Aber, meine Schriften . . .

Gryph. Das hieße vom Werk auf den Autor schlüßen, eine Sache, die ihr von keinem heutigen Buchführer erwarten müsset. Denn mir ist freylich erzählt worden, daß sie itzt in ganz andrer Verfassung als zu meiner Zeit seyn sollen. Eine Schrift empfiehlt sich bloß durch das Ansehen ihres Verfassers, oder durch den besondern Lieblingsgeschmack des Verlegers, wo er einen hat, oder durch den Geschmack des Ortes, vor den sie bestimmt ist. Es kann also nicht fehlen, daß nicht aus dem letztern Grunde ein jedes Buch sollte seine Kunden bekommen, da

keines

keines so schlecht ist, was nicht seine Leser findet. Was Breitkopf nicht drucken läßt, läßt vielleicht Hemmerde oder Orel drucken. Selintes Gesundheiten gehen so gut ab, wie der Noah: ja manche Schriften werden wegen ihres üblen Geschmacks gekauft, als der Nimrod, und viele lesen den Amadis, aus keiner andern Ursache, als um etwas recht thörichtes und ungeheures zu lesen. Ihr hättet warten sollen, bis euch die Jahre oder ein Titel ein Ansehen gegeben, oder bis ihr an einen Ort gekommen, wo man euren Geschmack gehabt. Indessen lassen mich die eignen Lobsprüche eurer Werke nicht viel zu deren Vortheil schlüßen. Vielleicht würde euer Journal kein Mensch, sondern nur ein Freymüthiger gewesen seyn, und so lange Deutschland einen Klopstock hat, brauchte es keinen Besinger des Nimrod.

Thyrsis. Ey, das bildete ich mir wohl ein, daß ihr endlich doch euren Genossen helfen würdet. Das ist zwar eine schöne Wahrheit, die ihr mir saget, daß ein Schriftsteller hoffen und geduldig seyn müsse. Meine Werke hätten mögen seyn, wie sie wollten, so hätten sie ihren Verleger mit dieser Tugend gefunden. Allein, meine Ungeduld ist bis itzt noch so groß, daß ich vorher einen recht vesten Eindruck meines Todes an mich nehmen muß, ehe ich eure Gespräche recht gelassen anhören kann.

II.

Cäsar. Chremes.

Cäsar.

Ey, was stellteſt du denn in der Welt vor? deine Klagen laſſen mich beynahe einen unglücklichen Eroberer erkennen, deſſen Herrſchaft ſich noch bey ſeinem Leben geendet.

Chremes. Ja wohl! mein Freund, wer du auch biſt: haſt du dir jemals den dem Menſchen ſo angebohrnen Trieb zu herrſchen in ſeiner ganzen Größe vorgeſtellt, ſo kannſt du von meinem Leiden urtheilen.

Cäsar. Ich bin Cäſar, das iſt genug! allein, worinn beſtund denn dein Verluſt?

Chremes. Ich verlohr meine Kinder . . .

Cäsar. Deine Kinder! ich dachte, etliche Königreiche!

Chremes. Wie kann Cäſar ſo ſprechen, der lieber unumſchränkter Herr in einem kleinen Flecken am Alpengebirge, als der andre zu Rom ſeyn wollte. Ich war das Haupt meiner Familie: ich beſaß Ehrgeiz: und da mir mein Bürgerſtand nicht zuließ, unumſchränkt zu befehlen,

ſo

so machte ich mir selbst Unterthanen, um die Süßigkeit des Herrschens zu schmecken.

Cäsar. Wunderlicher Einfall! Kinder zu zeugen, um ihr Herr zu seyn! Was solltest du nicht gethan haben, wenn du wärest ein Prinz gewesen. Und woher entstund denn diese Herrschsucht in dem Herzen eines Bürgers, wie du sagst, gewesen zu seyn?

Chremes. Aus eben dem Grunde, wie die deinige. Ich besaß Vorzüge, die niemand, als ich, an mir erkennen wollte, und ich hielt sie mit meinem Schicksal vor zu schlecht belohnt. Wäre es nach mir gegangen, so wäre ich allein frey, und die andern alle meine Sklaven gewesen. Ich machte daher zum Sklaven, wen ich konnte: kurz, ich ward das, was der Pöbel einen Haustyrannen nennt, und sah Frau und Kinder so an, wie du die eroberten Provinzen.

Cäsar. Ich bin es schon zu gewohnt, daß man mir itzt hier so wohl als auf der Erde meinen Ruhm durch solche Vorwürfe nimmt, und mich erniedriget, als daß mich dein Gleichniß erzürnen könne. Doch, wenn ich auch so schlimm gewesen wäre, als man mich schildert, so würde ich dennoch mit meinen Kindern nicht sklavisch umgegangen seyn.

Chremes. Vielleicht, vielleicht auch nicht: du hattest Sklaven genug, deine Befehlsucht zu sätti-

sättigen, und dürftest sie nicht aus deinen Kindern machen. Und wer weis, wenn du deren gehabt hättest, was du noch gethan: wenigstens, getraue ich mir zu behaupten, du würdest wie ich gehandelt haben, wenn du Chremes gewesen.

Cäsar. Nein! die Natur und die Sitten hatten mich meine Pflicht besser gelehrt, als auf so unsinnige Weise herrschen zu wollen. Die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder . . .

Chremes. Ich lache, so bekümmert ich bin, über diese Liebe der Aeltern gegen Kinder, deren du erwähnest. Cäsars Ehrgeiz wußte ja niemals von andern Empfindungen, als die mit ihm übereinstimmten, und wie kannst du von solchen reden, die du keinmal gefühlet? Warest du jemals Vater, und warest du es, kanntest du deine Kinder genug, um sie zu lieben?

Cäsar. Ey freylich! hatte ich Kinder: ich sah sie aber selten: das ist auch wahr; als den Cäsarion zu Alexandria . . .

Chremes. Und so noch in den vornehmsten Städten der römischen Herrschaft? Denn es gieng Cäsarn, wie unsern Stutzern auf Reisen, welche ihre Nachkommen zu Hause in Landjunkern oder Kaufleuten, zu Paris aber und anderswo in Gastwirthen und Lakeyen fortpflanzen: eine Nachwelt, die ihnen keine Ehre bringt, die ihnen so gar unbekannt ist, und vor welche sie folg-

lich

lich nicht mehr Liebe haben können, als Cäsar vor seine Kinder.

Cäsar. Schon wieder ein Gleichniß! Cäsar und ein Pflastertreter! In Warheit, die deutschen jungen Herren verlangen viel Ehre, ich stelle mir einen von den neulich hier angekommnen Kaufdienern vor: wenn er wissen sollte, daß er Cäsarn ähnlich wäre!

Chremes. Versichert! er würde wieder lebendig, um noch einmal an der Krankheit der Venus zu sterben.

Cäsar. Wie verdrüßlich muß es nicht deinen Kindern gewesen seyn, dich von einer Sache so auf die andre fallen zu sehen, wie itzt. Schon deine Reden müssen ein großes Theil der Ausübung deiner Herrschsucht gewesen seyn.

Chremes. Sie mußten sie anhören: ich bewies, daß ich recht hatte und konnte nichts ertragen, was meinen Meynungen widersprach, am wenigsten von Seiten meiner Kinder. Und wie hätten sie auch nur möglicher Weise recht haben können? Ich war alt, und sie jung: sie waren meine Kinder, und ich ihr Vater.

Cäsar. Wie verlohrest du aber denn das süße Vergnügen einer so seltnen Herrschaft?

Chremes. Weil sich dieselbe so wie fast alle Herrschaften auf die Gewalt gründete, deren ich mich angemaaßt hatte, so konnte sie nicht länger

dau-

dauren, als bis meine Unterthanen ihre Vernunft so weit erlangten, daß sie sahen, wie sie eben so frey gebohren wären, als ich, und daß ich ihnen ihrer Meynung nach Unrecht thäte. Sie fiengen an, thörichte Ueberlegungen von gegegenseitigen Pflichten zu machen. Sie setzten sich in Kopf, die chimärischen Grundsätze einiger Neuern anzunehmen, und forderten Dinge von mir, die ihnen zwar einen Zusatz an Freyheit geben, mir aber nur meine Herrschaft schmälern konnten. Ich ward hart, ich versagte ihnen so gar das Recht zu denken: Sie konnten auch nicht vor sich denken, weil ihr Vater noch lebte: ihre Pflicht war, alles mit meinen Augen anzusehen, und keine Schlüße zu machen, als wo mein Machtwort den Vordersatz abgab. Allein, sie wurden rebellisch, sie brachten mich auf, ich nahm alle weltliche Gesetze zu Hülfe, welche dem väterlichen Ansehen zu Steuer kamen, und sie schüttelten endlich das Joch ab. Doch hatte ich noch das rächende Vergnügen, sie alle unglücklich zu sehen.

Cäsar. Abscheulicher Mensch! ein Vergnügen hattest du, deine Kinder unglücklich zu sehn?

Chremes. Sie waren es werth, weil ich nicht mehr ihr Herr war. Der eine Sohn ward Soldat, und ist hernach nach Indien gegangen. Die eine Tochter aber lief mit meinem Bedienten hinweg, und marquetenterte bey den Ar-

meen. Ihr Unglück rührte mich nicht: aber der Verlust meiner Unterthanen gieng mir dergestalt zu Herzen, daß ich ihn nicht lange überlebte.

Cäsar. Es wäre vor den Staat besser gewesen, du wärest eher gestorben, als daß ihm deine Kinder unnütz worden. Ich kann nicht begreifen, da man itzt alles mit neuen und größten theils weisen Gesetzen überhäuft, daß man noch keine gemacht, welche dem gemeinen Wesen zu Nutz das Glück einiger künftigen Glieder desselben nicht der eigensinnigen Thorheit eines Einzelnen Preiß giebt.

Chremes. Die Väter würden dabey schön zurecht kommen! Der Henker möchte mehr Vater seyn, wenn er nicht Herr seiner Kinder seyn sollte. Wenn die Reihe an die kommt, genießen sie ja gleiche Vorrechte. Ich hatte schon ausgerechnet, wie zahlreich mein Geschlecht werden würde, und wie ich bey einem erst im hohen Alter erfolgten Tode, Herr so vieler andern Herren seyn würde, als ich nur noch Sklaven zählte. Allein alle diese schmeichelhaften Aussichten verschwanden. Ich verlohr meine Herrschaft: Ich starb in meinen besten Jahren, und das Leid, unglücklich gestorben zu seyn, quälet beständig meine Brust. Stets ist mir das Bild meines Glücks gegenwärtig, und, o wenn ich diese itzigen Augenblicke mit jenen vergleiche, wo 6 bis 8 Personen um

mich herum stunden, die mit furchtsamen Zittern auf meine Winke, Augen und Hände merkten, um Befehle zu vollziehn, die mein Mund noch nicht gegeben hatte . . .

Cäsar. Deine Aufführung war wirklich zu lasterhaft, als daß sie dieser Strafe hätte können entübriget seyn. Denn diese Empfindungen sind es, welche das Unglück deiner Nachkommen an dir rächen. Weil ich also sehe, daß dir das Geschick nicht zuläßt, auch in diesen stillen Gegenden deine ungestüme Thorheit abzulegen, so fürchte ich von deiner Befehlsucht, du möchtest, in Ermangelung andrer, auch endlich mir befehlen wollen, wenn ich noch länger bey dir bliebe.

Chremes. Höre, Cäsar! es war zwar mein Gebrauch, gegen Fremde eben so höflich und geschmeidig zu seyn, als stolz und murrisch ich bey meiner Familie war: aber deine Reden werden mir unerträglich, und ich will, daß du mich hier meinen Gedanken allein überlässest.

III.

Elephantis. Anna Dacier.

Anna Dacier.

Sie sind also wirklich die Urheberinn dieser so berühmten Bücher gewesen, die die Muthmaaßungskunst unsrer Gelehrten und Kunstrichter so stark beschäfftigt? Ich weis verschiedne, welche so gar an Ihrem Daseyn gezweifelt, und den Namen der Elephantischen Bücher daher ableiteten, daß sie auf Tafeln von Elfenbein geschrieben gewesen.

Elephantis. Daß Sie mit mir hier sprechen, meine werthe Dacier, überzeugt Sie schon, daß ich ihren erleuchteten Kunstrichtern zum Possen wirklich einmal gelebt habe. Ich war eine Freygelassene der durchlauchtigsten Livia, dieser berühmten Gemahlinn Augusts, und ich konnte mich ihres ganzen Vertrauens berühmen. Wir waren es, in deren geheimen Rathe das Schicksal der ganzen Welt geordnet ward, und August war bloß der Ausführer von den Anschlägen, die entweder Livie erfunden, oder ihr von mir an die Hand gegeben worden, um ihre Absichten zu erlangen.

langen. Die Bücher betreffend, die ich wohl nicht glaubte, daß sie noch nach ihrem Untergange Streit unter Leuten erwecken sollten, denen es gleichviel seyn mußte, ob sie wären gemacht oder nicht gemacht worden, so waren sie nicht geschrieben; in Wahrheit, ich schätzte mich zu hoch, als daß ich hätte eine Schriftstellerinn abgeben sollen, wenn Sie es gleich gethan haben. Es war nur eine Sammlung von Gemälden, dergleichen beynahe, wie man mir ein gewisses Buch, das in Frankreich herausgekommen, beschrieben, welches den Titel der Mädchenschule führt. Es waren Bilder, deren bloßer Anblick die feinen Mittel und Kunstgriffe an die Hand gab, einen der größesten Helden unter das Joch der Wollust und des schönen Geschlechts zu bringen.

Anna Dacier. Sie schätzten sich zu hoch, eine Schriftstellerinn zu seyn, das ist, einen lebendigen Beweis zu geben, daß unsre Seelen eben so schön, erhaben und gründlich seyn, als die Seelen der Männer, ja wohl vielleicht noch mehr; und dennoch setzten Sie sich so weit herunter, so schmutzige Lehrsätze durch noch schmutzigere Bilder einzuschärfen? Ich begreife es wirklich nicht.

Elephantis. Wenn man in diesen Oertern nicht ohne alle Verstellung sprechen könnte, so würde ich mich vielleicht hindern lassen, Ihnen die-

diesen anscheinenden Widerspruch begreiflich zu machen. Sie waren ein gelehrt Frauenzimmer, und das ist genug, mich zurück zu halten. Doch, wir leben beyde nicht mehr, und ich kann also schon offenherziger seyn, als eine noch lebende Schöne, die von ihrer Offenherzigkeit nur gar zu viel zu befürchten und zu leiden hat. Mein Grundsatz also, dem ich beständig folgte, war, daß wir um keiner andern Ursache da wären, als um zu gefallen, und daß wir zur Belohnung vor die Mühe, die wir uns deshalb gäben, wohl wenigstens eine unmerkliche Herrschaft über die andre Hälfte der Welt erlangen müßten. Weil nun das Handwerk einer Schriftstellerinn mir niemals schien etwas zu diesen beyden Absichten beyzutragen, so habe ich es verworfen.

Dacier. Eine schöne Philosophie, meine Elephantis! Alle vernünftige Geschöpfe werden Nein dazu sagen, und wenn ich so ernsthaft wäre, als ich war, da ich die Vorreden und Anmerkungen zu meinem übersetzten Homer machte, so wollte ich Ihnen aus unumstößlichen Gründen die Falschheit Ihres Systems beweisen. Wie hat Ihnen können einfallen, zu denken, witzige Schriften und eine Erhebung der Seele wären nicht sichere Mittel zu gefallen, und einen gewissen Grad der Herrschaft über die Gemüther zu erlangen? Ich versichre Sie, daß dies der

einfäl-

einfältigste und lobenswürdigste Weg hierzu ist.

Elephantis. Ja wohl! wenn man im Lande der Gelehrten Eroberungen machen will: eine Landschaft, die so unfruchtbar wie die lybische Wüste ist, und deren nachsinnende Bewohner eine recht traurige Figur unter den Anbetern einer Schönen machen würden. Ich stelle sie mir schon vor = = wie lächerlich! = = Doch, ich irre mich: der Begriff von ihrer Anbetung muß nicht so, wie von der eines jungen Herrn seyn = = es muß ein Begriff seyn, der sich nicht begreifen läßt. Ich sehe nur auf das Wesentliche: es kann daher nicht fehlen, das Wort, ich schätze ihr Wissen hoch, in dem Munde eines trocknen Gelehrten, muß eben so unschmackhaft klingen, als bezaubernd uns der Ausruf eines jungen Herrn scheint, o wie reizend, wie verehrungswürdig finde ich Sie nicht heute! Die Vorstellung entzückt mich auch noch nach meinem Tode, ein Frauenzimmer mit allen Eigenschaften im Kraïs von Anbetern und Neiderinnen. Sie ist eine Göttinn, deren Blicke in jener Herz Furcht in Hoffnung, in dieser ihres aber Verzweiflung flößen. Sie beherrscht die so zahlreiche als schimmernde Versammlung auf eine ausnehmende Weise, und dies hat sie nicht bloß ihren natürlichen Reizungen zu danken, nein, sondern vielmehr ihrer

Kunst, die ungewissen Leidenschaften des andern Geschlechts zu kennen und zu lenken, die ihren eigenen Herren so gar unbekannt seyn.

Dacier. Das Bild, was Sie hier schildern, ist gerade das, was man heut zu Tag eine Buhlschwester nennt. Was vor ein Glück führt doch endlich dieser elende Ehrgeiz mit, und sind nicht die Jahre unüberwindliche Feinde dieser flüchtigen Herrschaft?

Elephantis. Sie sind es nur zum Theil: Sie, meine Werthe, müssen ja gelehrt genug seyn, um zu wissen, wie weit diese Herrschaft sich auch noch jenseit der Gränzen der Jugend und Schönheit erstreckt hat. Und wie können Sie einen Ehrgeiz elend nennen, dessen befolgter Ruf so ansehnliche Vortheile vor unser Geschlecht mit sich führt. Die Männer sind jederzeit Tyrannen gewesen: sie haben die Vorrechte ihrer Herrschaft stets zu unserm Nachtheile so geltend gemacht, als wenn wir nicht einen gleichen Theil mit ihnen am freyen Willen und der Beherrschung der Welt hätten. Sie sind flüchtig, stolz, buhlerisch, und haben tausend böse Eigenschaften. Sie erregen unsre Zärtlichkeit, um uns auszulachen, und machen uns beständig, um uns unsrer Reue zu überlassen; Sie hüpfen hinweg, und spielen bey einer andern eben dieses Spiel. Wie billig ist es also nicht, sie

mit

mit ihren eignen Netzen zu berücken, und Sie der Quaal zum Raube zu geben, die sie uns anthun würden, wenn wir nicht so vorsichtig wären. Und o, wie klug, wie weise und erhaben scheinet mir nicht eine Schöne, die an ihrem Nachttisch eine Miene studiert, oder den Platz eines Schönfleckgens wählt, um durch diese Kleinigkeiten diese große Absichten zu erlangen.

Dacier. Sehen sie da, meine Elephantis, eine Moral, die mir sehr schlecht scheint: Grundsätze, Absichten und Lehren, die gar keinen Grund haben. Das Verdorbne in den Sitten der Mannspersonen hat gar oft in dem Verderb der unsrigen seinen Ursprung, und ich dächte, wir hätten wohl vernünftigere Mittel, sie in ihrer Schuldigkeit zu halten, als daß wir sie zu Sklaven unsers Eigensinns machen.

Elephantis. Die Quelle ihrer Sitten mag seyn, wo sie will: mir ist es genug, daß diese Sitten wirklich da seyn, und daß uns die Natur mit allem versehen, was nöthig ist, um ihren bösen Einfluß auf uns mit vieler Ehre abzuwenden. Denn Ihre vernünftigern Mittel! wie stimmen dieselbe mit dem Ehrgeiz überein, der doch die größeste Triebfeder aller menschlichen Handlungen ist?

Dacier. Ich gebe Ihnen dieſen Saß zu; aber es giebt viel edlere Wege, Wege, wodurch niemand leidet, dieſem Triebe genug zu thun.

Elephantis. O ja! Sie meynen die Wege, worauf Sie gewandelt ſind. In Wahrheit, ich will Ihnen da das Schimmernde nicht abſprechen, und die Bewunderung eines gelehrten Frauenzimmers wird jederzeit allgemeiner ſeyn, als die eines ſchönen. Allein, ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich das weſentliche zu ſehr liebe, als daß ich es hierbey erblicken ſollte. Sagen Sie mir, meine Dacier, was haben Sie davon, wenn ſie erweiſen, daß man in einem Schriftſteller ein gleichgültig Verbindungswort ſo und nicht anders leſen müſſe, wenn Sie die Gleichheit zweyer verſchiednen Stellen eines luſtigen und eines ernſthaften Gedichtes zeigen, wenn Sie die Leidenſchaften und die Beſchaffenheit des Herzens in etlichen trocknen Abhandlungen ſo vorſtellen, als wie ſie Ihnen vorkommen, wenn Sie unterſuchen, ob ich oder jemand anders jemals gelebt, und ob wir etwas geſchrieben, was dennoch itzt nicht mehr da iſt, und wenn Sie Schriften gegen Schriften eines Ihrer Meynung nach nicht recht geſetzten Wortes wegen wechſeln? Ihre Belohnung iſt Ruhm und auch nichts mehr als Ruhm; öfters noch viel weniger. Die Urtheile vieler Leute von gelehrten Frauenzimmern .. ich will nichts davon ſagen.

Dacier.

Dacier. Sie haben schon genug gesagt, um mich sehen zu lassen, daß Sie, nur aus sehr verschiednen Gründen, den Vorurtheilen des größten Haufens beyfallen, welche unsrem Geschlecht alle Gelehrsamkeit absprechen. Müssen Sie mir denn aber ohngeachtet Ihres Vorurtheiles nicht zugeben, daß dies ein großes Mittel sey, Vernünftigen zu gefallen.

Elephantis. Vernünftigen! .. sind diese Leute wohl von allen andern unterschieden, die sich nur allein vor vernünftig, andre aber vor thöricht halten? Ich glaube nicht. Und was sprechen Sie von einem Mittel zu gefallen? ich habe niemals andre bewährt gefunden, als die ich Ihnen genennt. Fürwahr, es müßte sehr närrisch lassen, wenn eine Schöne, um zu gefallen, sich lieber an den Pult setzen und einen römischen Haarputz aus viel zusammen gelesenen lateinischen Schriftstellen beschreiben, als nach ihrem Kopfzeug, Band und Anzug sehen wollte. Weil man aber doch jedem muß Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so kann ich die Gelehrten des Vergnügens nicht berauben, daß sich Frauenzimmer ihnen zu gefallen bemühen. Allein, ich will, daß nur die Häßlichen vor sie, die Schönen aber vor die Stutzer seyn sollen. Sie werden dabey nicht viel verlieren, weil die meisten Anbeter dieser Gattung ihre Verehrungswürdigen nur dem Geist, aber nicht dem Leibe nach kennen, und also eine ge-

lehrte Schöne nur verlohrne Arbeit seyn würde. Alles wird in guter Ordnung gehen; denn eine hat so wohl die Begierde zu gefallen als die andre, und ich wollte zehen gegen eins setzen, die gelehrten Frauenzimmer sind alle häßlich. Ihre Verzweiflung auf eine ihnen nützliche Art zu gefallen, hat ihnen die Feder in die Hand gegeben, eine ungleich schwerere Bemühung, als wenn man seine Reize gehörig ins Licht setzt.

Dacier. Weil Sie das Vortreffliche einer Buhlschwester nicht erweisen können, m. l. E., so legen Sie es aufs Spotten. Aber ich versichre Sie, daß in meinen Augen kein Thier so verächtlich ist, als ein Frauenzimmer, die sich so weit über andre erhebt, die sich vor berechtigt hält, unsinnig zu seyn, und die die halbe Welt zum Sklaven haben will, und das alles, weil sie eine Zeitlang von Thoren vor schön ausgegeben worden, und weil sie diese vermeynten Vorzüge durch einen falschen Anstrich erheben und geltend machen kann.

Elephantis. Und ich versichre Sie, daß mir kein Thier so lächerlich aussieht, als ein Frauenzimmer, die im Schlafrock mit der Feder hinter dem Ohr bey dem Pult sitzt, und auf Abhandlungen von unendlich kleinern moralischen Thorheiten sinnt, als sie selbst in dem Augenblick begeht.

IV.

Justinian und Juvenal.

Justinian.

Nun habe ich allen Zorn verlohren, den ich sonst gegen dich und dergleichen gehegt, um euch alle, so viel eurer sind, lächerlich zu finden. Wie vergeblich sind doch alle Bemühungen, womit die Satyrenschreiber die andern Menschen mehr beleidigen, als bessern!

Juvenal. Wenn ich itzt auch nicht todt wäre, sondern noch lebte, so würde ich alle meine Galle bey dir auf die Seite setzen, um Vergnügen an deinen Meynungen zu empfinden. Deinen Zorn gegen die Satyre erweckte ohne Zweifel dein Geschichtschreiber? Er hat über deinen Charakter die Welt in einer großen Zweydeutigkeit gelassen, und du konntest nicht besser thun, als ihn für einen Pasquillanten ausgeben; denn dieses ist der Begriff, den man mit einem Satyrenschreiber verbindet, der sich bemühet, die Menschen zu beleidigen.

Justinian. Die Schmähungen des niederträchtigen Prokop bey Seite, sage mir aufrichtig, ob sich wohl ein Mensch um aller Satyren

tyren willen bessert, ob ein solches Unternehmen nicht vergeblich sey, und ob man eine andre Absicht, als die Beleidigung haben könne, wenn man es gleichwohl unternimmt?

Juvenal. Wenn du nicht dieses in beständiger Rücksicht auf dich selbst sagtest, so weis ich nicht, wie du so fragen kannst. Beweise es mit der Erfahrung, daß die Satyre niemals einen bessert, und daß ein Satyrenschreiber allezeit ein böses Herz habe, und du wirst deine Fragen beantwortet sehen.

Justinian. Ich halte sie schon dafür. Hatte wohl Prokopius die Absicht, mich und meine Gemahlinn zu bessern, als er seine geheime Geschichte schrieb, und kannst du als ein aufrichtiger Todter versichern, das Wohl deines Vaterlandes habe dir so am Herzen gelegen, daß du lieber weit davon entfernt in einem hohen Alter eine Legion commandiren, als keine Satyren mehr schreiben wolltest?

Juvenal. Ich hatte Egypten noch nicht gesehen, und ich ergriff die Gelegenheit gern, die mich zwang, dahin zu gehen.

Justinian. Das war die Antwort eines Satyrenschreibers, aus dessen ganzen Betragen man keinen vortheilhaften Schluß auf seinen Charakter machen kann. Von mir hätte wenigstens die Welt nicht einen Augenblick anstehen

sollen,

ſollen, Prokops Läſterungen zu verwerfen, wenn ſie nur ein wenig billig geweſen, und meine allgemeine Verdienſte um die ſpäteſten Nachkommen in einige Betrachtung gezogen.

Juvenal. Ach, ich verſtehe dich! du willſt von dieſem ungeheuren Auszug aus einer noch ungeheurern Menge von Geſetzen reden, womit die Römer zu deinen Zeiten überſchwemmt waren. Was für allgemeine Verdienſte um die ſpäteſten Nachkommen könnteſt du dir ſonſt ſo ſtolz zuſchreiben?

Juſtinian. Du haſt Recht! Iſt dieſes Verdienſt auch nicht allgemein? Was fehlt meinem Werke zur Unſterblichkeit? Was für Abſichten konnte ich dabey haben, wenn es nicht die redlichſten von der Welt waren? Haben die ſpäteſten Nachkommen nicht bis auf den heutigen Tag den trefflichſten Nutzen davon gehabt? Und ſind die Menſchen nicht wirklich um ein großes dadurch beſſer worden? Ich nehme ganz Europa zum Zeugen, ob es ſich nicht noch itzt bey meinen Geſetzen wohl befindet?

Juvenal. Um alle dieſe prächtigen Fragen mit einem lauten Ja zu beantworten, fehlte nichts, als allen Menſchen den Charakter der alten Spartaner, blos ihre rauhe Wildheit ausgenommen, die der Charakter eines Drako oder Solon, und alsdenn denen Nachkommen alle hun-

dert

dert Jahre ein solcher Gesetzgeber. Ich nehme gleichfalls ganz Europa und dich selbst, wenn du so unparteyisch, als ein Todter seyn sollte, seyn willst, zum Zeugen, daß diese vermeyntliche Besserung derer Menschen durch deine Gesetze wenigstens so stark und fast noch mehr ein Hirngespinnste sey, als diese Besserung durch meine und andrer ihre Satyren.

Justinian. Der Fall ist sehr unähnlich: denen Lehren der Satyre nachzuleben, hat dieselbe nicht Gewicht und Ansehen genug. Meine Gesetze aber müssen bessern, weil sie die Furcht einer unvermeidlichen Strafe unterstützt.

Juvenal. Das heißt in natürlicher Sprache: der Satyre widerstrebt der Mensch gerade zu und dem Gesetz durch Umschweife. Tribonian, denn diesem gehört doch dieses ewige Werk mehr als dir zu, hat für die Vestigkeit desselben so wenig Sorgfalt getragen, daß es ein jeder, der nur etwas Scharfsinn mit der gewöhnlichen Bosheit eines Sterblichen verbindet, durchlöchern kann. In dieser großen Sammlung der Gesetze wird man kaum ein einzig Gebot oder Verbot finden, bey welchem uns nicht ein andres aus eben derselben Sammlung hinlängliche Ausflüchte, es nicht zu befolgen, an die Hand geben sollte. Der Witz der Parteyen, und nicht deine Gesetze, ist folglich der Schiedsmann des Rechts oder Unrechts.

Justinian. Wenn also mein Verdienst bey diesem Werke nichts Wesentliches ist, warum hört die Welt denn noch nicht auf, meiner Eitelkeit durch so kräftige Dinge zu schmeicheln, als die Ehrerbietung ist, mit der man noch meine Rechte annimmt, und mit der man mir noch durchgängig den Namen Divus beylegt, welchen sonst alle andre Kaiser schon längst verloren haben? Ich dächte, sie könnte es überhoben seyn, einem todten Fürsten, dessen ganzes Reich und Nachkommenschaft schon längst untergegangen, zu schmeicheln, da sie alle Hände voll über diesen Punkt mit den noch lebenden Prinzen zu thun hat.

Juvenal. Dieser Zweifel ist leicht zu heben. Man findet bey Tribonians Sammlungen zu sehr seine Rechnung, und man ist sehr mit einem Gesetze zufrieden, mit dessen Ansehen wir alle unsre Handlungen beschönigen können, so bald unser Witz nur so fein als unsre Bosheit groß ist.

Justinian. Du berufest dich auf Zeiten, welche lange nach meinem Tode müssen gewesen seyn, und willst dadurch deinen Satz behaupten, daß ich mir kein Verdienst daraus zu Rechtfertigung meines Charakters machen dürfe, und daß meine Arbeit wenigstens eben so vergeblich, als die deinige gewesen. Aber was hast du ge-

gen mein und ſo vieler tauſende, die mir itzt nicht zu Gefallen ſprechen werden, Augenzeugniß einzuwenden, daß meine Geſetze gleichwohl eine wirkliche Beſſerung herfürgebracht oder erzwungen haben?

Juvenal. Nichts, als daß dieſes die gewöhnliche Wirkung aller neuen und erneuerten Geſetze ſey, und man ſich deswegen nicht verſprechen dürfe; der Gehorſam dagegen würde mit ihnen ſelbſt von gleicher Dauer ſeyn. Die ſimpeln und kurzen Geſetze des Drako, Solon, Lykurgus und derer zwölf Tafeln ſind untergangen, die doch wegen ihrer Einfalt eine immerwährende Dauer verſprachen. Es war alſo eine Thorheit von dir, wenn du dir einbilden konnteſt, deine weitläuftigen und mit vielen Widerſprüchen vermiſchten, folglich tauſenderley Erklärungen unterworfenen Sammlungen würden ein beſſer Schickſal haben. Ich traue dir auch dieſe Thorheit nicht zu: ich wollte dir nicht gern ſo was kindiſches beymeſſen: bloß dein Ehrgeiz . . .

Juſtinian. Welche beleidigende Schmeicheley! um mich ja mit dir in einer Klaſſe zu behalten, wo nicht gar noch unter dich herunter zu ſetzen. Du willſt alſo durchaus behaupten, die Abſicht der Beſſerung ſey eine vergebliche Sache,

und

und man ſollte lieber gar keine Geſetze machen?

Juvenal. Das letztere will ich eben nicht ganz und gar behaupten: das erſtere aber beweiſet die tägliche Erfahrung. Ich berufe mich auf einen vor nicht langer Zeit hier angekommenen großen Rechtslehrer und Geſetzgeber, den ich deinem Tribonian immer vorziehen kann, welcher mich mit großer Traurigkeit verſicherte, er habe viele ſeiner Verordnungen, ohngeachtet ſie von dem Anſehen eines der größten Könige unterſtützt wären, überlebet.

Juſtinian. Deine Erfahrungen machen mich ungeduldig. Sie nehmen mir alle Hoffnung eines weſentlichen Ruhms, einer hinlänglichen Rechtfertigung meines Charakters, und laſſen mir nicht das Vergnügen, den Geſetzgeber über den Satyrenſchreiber zu erheben.

Juvenal. Daran ſind nicht die Erfahrungen, ſondern du ſelbſt ſchuld. Du wollteſt deine Vorzüge als Geſetzgeber auf einer Seite behaupten, da du ſie nicht behaupten konnteſt.

Juſtinian. Gut! aber zur Ehre der Geſetze und Rechte gieb mir wenigſtens zu, daß ſie weder vergeblich noch aus ſchlechten

Absichten gegeben werden, so bald sich nur alle halbe Jahrhunderte ein Erneurer und Unterstützer derselben findet.

Juvenal. Vielleicht räume ich dir schon damit zu viel ein. Allein, ich will es so genau nicht nehmen, wenn du nur gleichfalls gestehest, daß auch ein Satyrenschreiber die Besserung der Menschen könne zum Zweck haben, da es deren genug giebt, um einer des andern Lehren wieder einzuschärfen.

V.

Virgil und Baudovin.

Baudovin.

Ach, großer Virgil! ihr seyd wirklich zu bedauren, daß ihr eure der Nachwelt hinterlaſſene Schätze nicht wenigſtens zum zehnten Theil ſo genutzt habt, als ſie von derſelben ſind genutzt worden. Ihr würdet weit prächtiger und niedlicher gelebt haben, als ein Marſchall von Frankreich, wenn er eine Armee in Deutſchland anführt.

Virgil. Dahin giengen meine Wünſche eben nicht. Ich hatte genug, und die nüchternen Mahle des Auguſts, nebſt denen verſchwenderiſchen Feſten meines Mecäns, hatten alles, was meine Wolluſt befriedigen konnte. Dieſes Auskommen und dieſe Gunſt aber hatte ich dem Beyfall meiner Gedichte zu danken, und von denen Schätzen, die ich der Nachwelt ſoll hinterlaſſen haben, und deren Einkünfte ſo anſehnlich vermehrt worden, iſt mir nichts bekannt. Man glaubt alſo wohl ohne Zweifel auf der Oberwelt, ich wäre ſo reich, als Cicero, oder Seneka geſtorben. Allein, man betrügt ſich . . .

lehrte Schöne nur verlohrne Arbeit seyn würde. Alles wird in guter Ordnung gehen; denn eine hat so wohl die Begierde zu gefallen als die andre, und ich wollte zehen gegen eins setzen, die gelehrten Frauenzimmer sind alle häßlich. Ihre Verzweiflung auf eine ihnen nützliche Art zu gefallen, hat ihnen die Feder in die Hand gegeben, eine ungleich schwerere Bemühung, als wenn man seine Reize gehörig ins Licht setzt.

Dacier. Weil Sie das Vortreffliche einer Buhlschwester nicht erweisen können, m. l. E., so legen Sie es aufs Spotten. Aber ich versichre Sie, daß in meinen Augen kein Thier so verächtlich ist, als ein Frauenzimmer, die sich so weit über andre erhebt, die sich vor berechtigt hält, unsinnig zu seyn, und die die halbe Welt zum Sklaven haben will, und das alles, weil sie eine Zeitlang von Thoren vor schön ausgegeben worden, und weil sie diese vermeynten Vorzüge durch einen falschen Anstrich erheben und geltend machen kann.

Elephantis. Und ich versichre Sie, daß mir kein Thier so lächerlich aussieht, als ein Frauenzimmer, die im Schlafrock mit der Feder hinter dem Ohr bey dem Pult sitzt, und auf Abhandlungen von unendlich kleinern moralischen Thorheiten sinnt, als sie selbst in dem Augenblick begeht.

IV. Justi-

IV.

Justinian und Juvenal.

Justinian.

Nun habe ich allen Zorn verlohren, den ich sonst gegen dich und dergleichen gehegt, um euch alle, so viel eurer sind, lächerlich zu finden. Wie vergeblich sind doch alle Bemühungen, womit die Satyrenschreiber die andern Menschen mehr beleidigen, als bessern!

Juvenal. Wenn ich itzt auch nicht todt wäre, sondern noch lebte, so würde ich alle meine Galle bey dir auf die Seite setzen, um Vergnügen an deinen Meynungen zu empfinden. Deinen Zorn gegen die Satyre erweckte ohne Zweifel dein Geschichtschreiber? Er hat über deinen Charakter die Welt in einer großen Zweydeutigkeit gelassen, und du konntest nicht besser thun, als ihn für einen Pasquillanten ausgeben; denn dieses ist der Begriff, den man mit einem Satyrenschreiber verbindet, der sich bemühet, die Menschen zu beleidigen.

Justinian. Die Schmähungen des niederträchtigen Prokop bey Seite, sage mir aufrichtig, ob sich wohl ein Mensch um aller Satyren

tyren willen bessert, ob ein solches Unternehmen nicht vergeblich sey, und ob man eine andre Absicht, als die Beleidigung haben könne, wenn man es gleichwohl unternimmt?

Juvenal. Wenn du nicht dieses in beständiger Rücksicht auf dich selbst sagtest, so weis ich nicht, wie du so fragen kannst. Beweise es mit der Erfahrung, daß die Satyre niemals einen bessert, und daß ein Satyrenschreiber allezeit ein böses Herz habe, und du wirst deine Fragen beantwortet sehen.

Justinian. Ich halte sie schon dafür. Hatte wohl Prokopius die Absicht, mich und meine Gemahlinn zu bessern, als er seine geheime Geschichte schrieb, und kannst du als ein aufrichtiger Todter versichern, das Wohl deines Vaterlandes habe dir so am Herzen gelegen, daß du lieber weit davon entfernt in einem hohen Alter eine Legion commandiren, als keine Satyren mehr schreiben wolltest?

Juvenal. Ich hatte Egypten noch nicht gesehen, und ich ergriff die Gelegenheit gern, die mich zwang, dahin zu gehen.

Justinian. Das war die Antwort eines Satyrenschreibers, aus dessen ganzen Betragen man keinen vortheilhaften Schluß auf seinen Charakter machen kann. Von mir hätte wenigstens die Welt nicht einen Augenblick anstehen

sollen,

ſollen, Prokops Läſterungen zu verwerfen, wenn ſie nur ein wenig billig geweſen, und meine allgemeine Verdienſte um die ſpäteſten Nachkommen in einige Betrachtung gezogen.

Juvenal. Ach, ich verſtehe dich! du willſt von dieſem ungeheuren Auszug aus einer noch ungeheurern Menge von Geſetzen reden, womit die Römer zu deinen Zeiten überſchwemmt waren. Was für allgemeine Verdienſte um die ſpäteſten Nachkommen könnteſt du dir ſonſt ſo ſtolz zuſchreiben?

Juſtinian. Du haſt Recht! Iſt dieſes Verdienſt auch nicht allgemein? Was fehlt meinem Werke zur Unſterblichkeit? Was für Abſichten konnte ich dabey haben, wenn es nicht die redlichſten von der Welt waren? Haben die ſpäteſten Nachkommen nicht bis auf den heutigen Tag den trefflichſten Nutzen davon gehabt? Und ſind die Menſchen nicht wirklich um ein großes dadurch beſſer worden? Ich nehme ganz Europa zum Zeugen, ob es ſich nicht noch itzt bey meinen Geſetzen wohl befindet?

Juvenal. Um alle dieſe prächtigen Fragen mit einem lauten Ja zu beantworten, fehlte nichts, als allen Menſchen den Charakter der alten Spartaner, blos ihre rauhe Wildheit ausgenommen, die der Charakter eines Drako oder Solon, und alsdenn denen Nachkommen alle hun-

dert

dert Jahre ein solcher Gesetzgeber. Ich nehme gleichfalls ganz Europa und dich selbst, wenn du so unparteyisch, als ein Todter seyn sollte, seyn willst, zum Zeugen, daß diese vermeyntliche Besserung derer Menschen durch deine Gesetze wenigstens so stark und fast noch mehr ein Hirngespinnste sey, als diese Besserung durch meine und andrer ihre Satyren.

Justinian. Der Fall ist sehr unähnlich: denen Lehren der Satyre nachzuleben, hat dieselbe nicht Gewicht und Ansehen genug. Meine Gesetze aber müssen bessern, weil sie die Furcht einer unvermeidlichen Strafe unterstützt.

Juvenal. Das heißt in natürlicher Sprache: der Satyre widerstrebt der Mensch gerade zu und dem Gesetz durch Umschweife. Tribonian, denn diesem gehört doch dieses ewige Werk mehr als dir zu, hat für die Vestigkeit desselben so wenig Sorgfalt getragen, daß es ein jeder, der nur etwas Scharfsinn mit der gewöhnlichen Bosheit eines Sterblichen verbindet, durchlöchern kann. In dieser großen Sammlung der Gesetze wird man kaum ein einzig Gebot oder Verbot finden, bey welchem uns nicht ein andres aus eben derselben Sammlung hinlängliche Ausflüchte, es nicht zu befolgen, an die Hand geben sollte. Der Witz der Parteyen, und nicht deine Gesetze, ist folglich der Schiedsmann des Rechts oder Unrechts.

Justinian. Wenn also mein Verdienst bey diesem Werke nichts Wesentliches ist, warum hört die Welt denn noch nicht auf, meiner Eitelkeit durch so kräftige Dinge zu schmeicheln, als die Ehrerbietung ist, mit der man noch meine Rechte annimmt, und mit der man mir noch durchgängig den Namen Divus beylegt, welchen sonst alle andre Kaiser schon längst verloren haben? Ich dächte, sie könnte es überhoben seyn, einem todten Fürsten, dessen ganzes Reich und Nachkommenschaft schon längst untergegangen, zu schmeicheln, da sie alle Hände voll über diesen Punkt mit den noch lebenden Prinzen zu thun hat.

Juvenal. Dieser Zweifel ist leicht zu heben. Man findet bey Tribonians Sammlungen zu sehr seine Rechnung, und man ist sehr mit einem Gesetze zufrieden, mit dessen Ansehen wir alle unsre Handlungen beschönigen können, so bald unser Witz nur so fein als unsre Bosheit groß ist.

Justinian. Du berufest dich auf Zeiten, welche lange nach meinem Tode müssen gewesen seyn, und willst dadurch deinen Satz behaupten, daß ich mir kein Verdienst daraus zu Rechtfertigung meines Charakters machen dürfe, und daß meine Arbeit wenigstens eben so vergeblich, als die deinige gewesen. Aber was hast du ge-

gen mein und ſo vieler tauſende, die mir itzt nicht zu Gefallen ſprechen werden, Augenzeugniß einzuwenden, daß meine Geſetze gleichwohl eine wirkliche Beſſerung herfürgebracht oder erzwungen haben?

Juvenal. Nichts, als daß dieſes die gewöhnliche Wirkung aller neuen und erneuerten Geſetze ſey, und man ſich deswegen nicht verſprechen dürfe, der Gehorſam dagegen würde mit ihnen ſelbſt von gleicher Dauer ſeyn. Die ſimpeln und kurzen Geſetze des Drako, Solon, Lykurgus und derer zwölf Tafeln ſind untergangen, die doch wegen ihrer Einfalt eine immerwährende Dauer verſprachen. Es war alſo eine Thorheit von dir, wenn du dir einbilden konnteſt, deine weitläuftigen und mit vielen Widerſprüchen vermiſchten, folglich tauſenderley Erklärungen unterworfenen Sammlungen würden ein beſſer Schickſal haben. Ich traue dir auch dieſe Thorheit nicht zu: ich wollte dir nicht gern ſo was kindiſches beymeſſen: bloß dein Ehrgeiz . . .

Juſtinian. Welche beleidigende Schmeicheley! um mich ja mit dir in einer Klaſſe zu behalten, wo nicht gar noch unter dich herunter zu ſetzen. Du willſt alſo durchaus behaupten, die Abſicht der Beſſerung ſey eine vergebliche Sache,

und

und man ſollte lieber gar keine Geſetze machen?

Juvenal. Das letztere will ich eben nicht ganz und gar behaupten: das erſtere aber beweiſet die tägliche Erfahrung. Ich berufe mich auf einen vor nicht langer Zeit hier angekommenen großen Rechtslehrer und Geſetzgeber, den ich deinem Tribonian immer vorziehen kann, welcher mich mit großer Traurigkeit verſicherte, er habe viele ſeiner Verordnungen, ohngeachtet ſie von dem Anſehen eines der größten Könige unterſtützt wären, überlebet.

Juſtinian. Deine Erfahrungen machen mich ungeduldig. Sie nehmen mir alle Hoffnung eines weſentlichen Ruhms, einer hinlänglichen Rechtfertigung meines Charakters, und laſſen mir nicht das Vergnügen, den Geſetzgeber über den Satyrenſchreiber zu erheben.

Juvenal. Daran ſind nicht die Erfahrungen, ſondern du ſelbſt ſchuld. Du wollteſt deine Vorzüge als Geſetzgeber auf einer Seite behaupten, da du ſie nicht behaupten konnteſt.

Juſtinian. Gut! aber zur Ehre der Geſetze und Rechte gieb mir wenigſtens zu, daß ſie weder vergeblich noch aus ſchlechten

Absichten gegeben werden, so bald sich nur alle halbe Jahrhunderte ein Erneurer und Unterstützer derselben findet.

Juvenal. Vielleicht räume ich dir schon damit zu viel ein. Allein, ich will es so genau nicht nehmen, wenn du nur gleichfalls gestehest, daß auch ein Satyrenschreiber die Besserung der Menschen könne zum Zweck haben, da es deren genug giebt, um einer des andern Lehren wieder einzuschärfen.

V.

Virgil und Baudovin.

Baudovin.

Ach, großer Virgil! ihr seyd wirklich zu bedauren, daß ihr eure der Nachwelt hinterlaſſene Schätze nicht wenigſtens zum zehnten Theil ſo genutzt habt, als ſie von derſelben ſind genutzt worden. Ihr würdet weit prächtiger und niedlicher gelebt haben, als ein Marſchall von Frankreich, wenn er eine Armee in Deutſchland anführt.

Virgil. Dahin giengen meine Wünſche eben nicht. Ich hatte genug, und die nüchternen Mahle des Auguſts, nebſt denen verſchwenderiſchen Feſten meines Mecäns, hatten alles, was meine Wolluſt befriedigen konnte. Dieſes Auskommen und dieſe Gunſt aber hatte ich dem Beyfall meiner Gedichte zu danken, und von denen Schätzen, die ich der Nachwelt ſoll hinterlaſſen haben, und deren Einkünfte ſo anſehnlich vermehrt worden, iſt mir nichts bekannt. Man glaubt alſo wohl ohne Zweifel auf der Oberwelt, ich wäre ſo reich, als Cicero, oder Seneka geſtorben. Allein, man betrügt ſich . . .

Baudovin. Ich bitte euch um Vergebung, wenn ich mich nicht gleich so deutlich erklärt habe, als ich hätte thun sollen. Eben eure vortrefflichen Gedichte meynte ich, als ich von Schätzen sprach. Durch alle Geschlechter durch bis auf die itzige Zeit sind sie dafür gehalten worden, und sie sind an Ergiebigkeit, ich wollte meinen ganzen Garcilasso dagegen wetten, noch immer so reich gewesen, als eine Silbermine in Potosi. Ja, sie sind noch itzt unerschöpflich, da hingegen eine Silbermine wohl verschwinden oder gänzlich aufhören kann.

Virgil. Schone meiner Bescheidenheit: wenn du weißt, was alle Schriftsteller von mir erzählen, so wirst du wissen, daß dieses meine vornehmste Tugend war. Es kann dir nicht unbekannt seyn, wie hoch ich sie bey meinem Tode getrieben, und bloß dem Eifer des die Dichtkunst schätzenden Augusts muß es die Nachwelt verdanken, wenn meine Aeneide nicht zugleich mit mir verbrannt worden. Indessen will ich dir wohl zugeben, daß man viel Gelehrsamkeit, eine gute Einrichtung, einigen feinen Geschmack und verschiedne glückliche Nachahmungen des Homer darinn finden könnte. Noch mehr, ich will auch glauben, es habe noch niemand in der Muße und denen Umständen gelebt, wie ich, um ein ähnliches oder viel besseres Werk zu verfertigen.

gen. Bey allem diesen aber dächte ich, wären deine Schmeicheleyen ungleich besser bey Homern angewandt, der unter den unbequemsten Umständen von der Welt Lieder gesungen hat, welche man wahre Schatzkammern, nicht nur der Dichtkunst, sondern hundert andrer Wissenschaften nennen könnte.

Baudovin. Ey nicht doch! Homer war ja ein Grieche, und den versteht man nicht das zehente Theil so gut, wie euch. Die Schätze aber, von denen ich rede, kann man nicht anders erlangen, als wenn man euch verstehet, oder doch die Leute überreden kann, daß man euch verstünde. Es sind nicht die figürlichen Reichthümer, die ihr mir genennt habt: diese werden vielleicht heutiges Tages nicht höher geachtet, als zu euren Zeiten. Nein, Geldsummen sind es, o trefflicher Virgil, große Geldsummen, die man durch eure Vermittelung verdient, . . . Hunderte auf Hunderte, sage ich, welche ihr erwuchern laßt . . . kurz, wirkliche Schätze, die man greifen, fühlen, in den Sack stecken, damit handeln und davon essen kann.

Virgil. Ich sehe dich noch nicht ein. Durch welche Zauberey hat man aus meinen Versen Kaufmannswaaren oder Wechselbriefe gemacht? Es ist nicht möglich, daß man sie noch einmal so bezahle, als mir einsmals Octavia einige da-

von bezahlen ließ. Wareſt du irgend ein Kaufmann oder Krämer in der Oberwelt, und haſt in der untern noch die Grille beybehalten, alles was dir vorkommt, für Waaren anzuſehen, womit man wuchern kann?

Baudovin. O wäre ich das geweſen, ihr könntet ſicher bey mir vorübergehen, ohne daß ich euch erkennen würde. Nein! ich war ein franzöſiſcher Gelehrter, Namens Baudovin, ein fertiger Schreiber, ſehr armer Mann und meines Handwerks nach ein Ueberſetzer. Ich erwarb mir den Namen des großen Paraphraſten, und das mit Recht; denn unter meinen Händen wuchſen die Schriftſteller noch einſt ſo groß auf, als ſie waren, und Quartanten wurden zu Folianten, ſo bald ich ſie meine Sprache gelehrt hatte. Ich konnte nicht anders: denn ſehet, mein Herr, wie hätte ich ſonſt leben wollen? die gewiſſenloſen Buchführer wollten mir kaum ſechs Groſchen für den Bogen geben: das Buch mußte nothwendiger Weiſe ſtark werden.

Virgil. Du biſt zu beklagen: es ſcheint ſo gar, als hätte der Stil deiner Ueberſetzungen Einfluß auf deine Sprache gehabt. Denn dieſe ganze Zeit redeſt du von meinen Schätzen, ohne daß ich noch weis, worinn ſie beſtehen.

Baudovin. In denen Einkünften, welche von den Anmerkungen, Umschreibungen, Uebersetzungen und so gar Abdrücken von und über eure Schriften gezogen werden. Da haben ihre Verfertiger und ihre Verleger davon gelebt: wenn ich nun alle diese Summen zusammen rechne, o was muß da nicht für Geld heraus kommen!

Virgil. Wie ich also höre, so habt ihr in der Oberwelt das Geheimniß erfunden, aus dem Witz eine gangbare Waare zu machen. Ich dachte, man könnte nur Beyfall oder höchstens eine Mahlzeit, wie Bavius und Mävius dafür einkaufen.

Baudovin. Es giebt dergleichen auch noch viele: aber die meisten verdienen lieber baares Geld damit; das ist nutzbarer. Das Unglück ist nur, daß die Buchführer ihren Gewinn gar zu groß abmessen, und daher bey den Gelehrten immer aufs wohlfeilste einkaufen wollen.

Virgil. Vielleicht ist die Güte eurer Waaren Schuld daran. Denn ich kann mir von eurem Witz nicht viel versprechen, wenn ihr ihn als Tagelöhner ums Lohn bearbeitet. Hast du irgend auch eine Uebersetzung von mir gemacht?

Baudovin. Nein! ich blieb bey prosaischen und meistens solchen Schriftstellern, deren Sprache der meinigen näher kam, als die latei-

nische. Bey dem Werthe, den man auf meine Schriften setzte, sehet ihr wohl, daß ich hätte Hungers sterben müssen, wenn ich mich an euch gemacht hätte. Die peruanischen Geschichte des Yaka Garcilasso de la Vaga waren mir einträglicher.

Virgil. Also, wie ich merken kann, siehst du und deines gleichen meine und andrer gutgeachteter Verfasser Werke nicht als Sachen an, welche zum Unterricht, Belehrung und Belustigung derer Menschen geschrieben worden, sondern haltet sie ohngefähr so, wie der Landmann die Sachen schätzt, welche er auf seinen Acker streuet, ihn fett zu machen.

Idille.

Daphnis. Thyrsis.

Daphnis.

Sahest du sie nicht, Freund! diese Unbekannte? sie entwischte meinen forschenden Augen hinter jene Sträuche. Du verliereſt eine Glückſeligkeit, wenn du sie nicht betrachteſt. Pan, Dank sey ihm! hat sie mich heut schon sehen und sprechen lassen. Ich kann dieſes Glück nur dem Pan beymeſſen.

Thyrsis. Ist sie denn so schön, lieber Daphnis? Ist sie schöner als Amarillis? o führe mich zu ihr! ich will sie lieben! Amarillis mag heut ihre Heerden allein weiden . . . vielleicht auch noch morgen!

Daphnis. Leichtsinniger Schäfer! du biſt also noch immer die Ausnahme unsrer unschuldigen und zärtlichen Sitten? Auch der feurige Reiz der blühenden Amarillis feſſelt dich noch nicht? . . . macht dich noch nicht beſtändig?

Thyrsis. Höre einmal auf, o Schäfer, die Natur, dieſe gütige Mutter aller Weſen, dieſe Bilderinn unsrer Seelen, zu tadeln. Fällt

dein

kein Tadel auch auf dieſe wolligten Lämmer, auf dieſe Sinnbilder der Unſchuld? Siehe, wie ſie hier auf dem kleereichen Gegräſe in frohen Sprüngen ſich über den Schatten der Buche freuen, und ihre Weide unter ſchuldloſen Scherz abmähen. Aber ſiehe ſie ſchnell dieſe Trifft verlaſſen: ſie renuen bey jene Eiche, wo die Weide nicht ſo fett iſt: doch gleich freudig und gleich ſpringend ergötzen ſie ſich auch auf jener Wieſe, und niemand klagt ihre Unſchuld einer Untreue an. Siehe, Daphnis! wie der ganze Trupp mit freudigem Blöcken dahin hüpft, und der wachſame Hylax kann ſie kaum einholen.

Daphnis. Bey dir trifft es nicht ein, wenn man ſagt, die Natur mache weiſe. Dich hat ſie Verderbniß gelehrt, und du mißbrauchſt ihre lehrenden Begebenheiten. Warum betrachteſt du bloß deine Schaafe, mein Freund? weswegen ſchlägſt du die Augen nicht in die Höhe, um auf dieſer dickäſtigen Buche eine girrende Turteltaube zu ſehen. Hier liegt die Gattinn: ein grauſamer Jäger traf ſie von weitem, und ſie fiel todt von dem Baume. Bey ihrer Leiche ſitzt noch der getreue Tauber: die Zärtlichkeit girret aus ſeiner Bruſt klingende Töne, und er vergißt in den öden dickverflochtenen Zweigen, daß es noch Tauben außer ihr in

der

der Welt giebt. Schon am Morgen ward ich von dieſer Scene gerührt und traurig beluſtigt.

Thyrſis. Ach! laſſe ihn austrairen! Morgen wird er ſich in der ſüßen Geſellſchaft einer andern Gattinn tröſten, und indeſſen müßige Schäfer von ſeiner Treue Fabeln erzählen laſſen. Erzähle mir vielmehr, mein Daphnis, was du von der Unbekannten weißt. Wie iſt ſie geſtaltet? was hat ſie für Reizungen, daß ihr Anblick eine Glückſeligkeit iſt?

Daphnis. Du forderſt zu viel, Freund, von meinem gerührten Herzen. Könnte dies Herz reden, was würde es dir nicht ſagen! Es würde dir den Himmel in den Mienen einer jungen Schäferinn ſchildern. Allein, der geſchickteſte Maler würde nur die Geſtalt und Farbe ihrer reizenden Augen treffen, aber niemals, niemals würde er das ſanfte Gemüth, die Unſchuld, oder die ſüßen Blicke abmalen, die aus ihnen herquellen, und ſich über jeden ihrer zarten Geſichtszüge verbreiten. O! und noch weniger die Empfindungen, welche ſie in fühlbaren Herzen entſtehen laſſen.

Thyrſis. Dies können Reizungen für dich ſeyn: du magſt gern zu den Füſſen einer Schönen ſchlafen, und die Schäferinn rührt dich nicht, die dich zu dir ſelbſt ruft, wenn du dich in die Bewunderung ihrer Anmuth verſenkt haſt,

oder die einen freudigen Waldgesang anstimmt, indem deine schmachtende Augen mit ihr von Liebe reden, und deine Zunge eine redneriſche Stille beobachtet.

Daphnis. Du hast recht, Freund! lasse mich immer diese sanfte Schäferinn lieben, und ihr den Rest meiner Tage weihen. Du hast ihren niedlichen Wuchs gesehen: aber ich Glücklicher oder Unglücklicher, ich weis es selbst nicht, was ich bin: ich habe ihre Mienen, ihre Manieren, und ihre zarten Hände gesehen, und bin mir selbst entrissen worden. Meine Phyllis, schön, wie ein Rosenknöspgen, reizend, wie die Morgenröthe an ihrem Geburtstage, wie werde ich dir eröffnen, was ich fühle!

Thyrsis. Eile, mein Freund, sie zu sprechen! entledige dich deiner Quaal! Ich sehe die junge Amarillis kommen: wir wollen indessen ein Liedgen singen, oder einen Tanz probieren, den ich auf das nächste Fest des großen Pans ausgedacht habe. Ich wünsche dir Glück zu deiner Liebe. Amor begleite deine Schritte, und mache dich sieghaft, gleich mir.

Innhalt.

Fabeln.

1. Der Fuchs und der Fabeldichter S. 7
2. Der Affe, ein Projektmacher 9
3. Der Elephant, ein Kronenwerber 10
4. Das Pantherthier, der Widder und der Hund 11
5. Die Spinne und die Fliege 12
6. Der Papagay und der Mops 14
7. Die satyrische Nachteule 15
8. Der Adler und der Straus 16
9. Der Dachshund, das Wiesel und der Pudel 17
10. Die Meerkatze und der Stutzer 19
11. Der Fuchs und der aufgeblasene Schlauch 20
12. Die Kaiserkrone, die Hummel und der Schmetterling 22
13. Der kranke Löwe 23
14. Die widerspenstige Krähe 24
15. Die Haasen und der Fuchs 25
16. Die Rose 27
17. Merkur und der alte Hund 28
18. Die Gerechtigkeit und der Fuchs 29
19. Der Pfau und die Nachtigall 30
20. Der Fuchs vor Gerichte 31
21. Der büßende Geyer 33
22. Der Fuchs und der Edelmann 35
23. Der Phönix 37
24. Der Geyer und die Taube 38
25. Die Katze und ihre Frau 39
26. Der Ziegenbock und die Katze 40

27. Zeus

Baudovin. Ich bitte euch um Vergebung, wenn ich mich nicht gleich so deutlich erklärt habe, als ich hätte thun sollen. Eben eure vortrefflichen Gedichte meynte ich, als ich von Schätzen sprach. Durch alle Geschlechter durch bis auf die itzige Zeit sind sie dafür gehalten worden, und sie sind an Ergiebigkeit, ich wollte meinen ganzen Garcilasso dagegen wetten, noch immer so reich gewesen, als eine Silbermine in Potosi. Ja, sie sind noch itzt unerschöpflich, da hingegen eine Silbermine wohl verschwinden oder gänzlich aufhören kann.

Virgil. Schone meiner Bescheidenheit: wenn du weißt, was alle Schriftsteller von mir erzählen, so wirst du wissen, daß dieses meine vornehmste Tugend war. Es kann dir nicht unbekannt seyn, wie hoch ich sie bey meinem Tode getrieben, und bloß dem Eifer des die Dichtkunst schätzenden Augusts muß es die Nachwelt verdanken, wenn meine Aeneide nicht zugleich mit mir verbrannt worden. Indessen will ich dir wohl zugeben, daß man viel Gelehrsamkeit, eine gute Einrichtung, einigen feinen Geschmack und verschiedne glückliche Nachahmungen des Homer darinn finden könnte. Noch mehr, ich will auch glauben, es habe noch niemand in der Muße und denen Umständen gelebt, wie ich, um ein ähnliches oder viel besseres Werk zu verfertigen.

gen. Bey allem diesen aber dächte ich, wären deine Schmeicheleyen ungleich besser bey Homern angewandt, der unter den unbequemsten Umständen von der Welt Lieder gesungen hat, welche man wahre Schatzkammern, nicht nur der Dichtkunst, sondern hundert andrer Wissenschaften nennen könnte.

Baudovin. Ey nicht doch! Homer war ja ein Grieche, und den versteht man nicht das zehente Theil so gut, wie euch. Die Schätze aber, von denen ich rede, kann man nicht anders erlangen, als wenn man euch verstehet, oder doch die Leute überreden kann, daß man euch verstünde. Es sind nicht die figürlichen Reichthümer, die ihr mir genennt habt: diese werden vielleicht heutiges Tages nicht höher geachtet, als zu euren Zeiten. Nein, Geldsummen sind es, o trefflicher Virgil, große Geldsummen, die man durch eure Vermittelung verdient, . . . Hunderte auf Hunderte, sage ich, welche ihr erwuchern laßt . . . kurz, wirkliche Schätze, die man greifen, fühlen, in den Sack stecken, damit handeln und davon essen kann.

Virgil. Ich sehe dich noch nicht ein. Durch welche Zauberey hat man aus meinen Versen Kaufmannswaaren oder Wechselbriefe gemacht? Es ist nicht möglich, daß man sie noch einmal so bezahle, als mir einmals Octavia einige da-

von bezahlen ließ. Wareſt du irgend ein Kaufmann oder Krämer in der Oberwelt, und haſt in der untern noch die Grille beybehalten, alles was dir vorkommt, für Waaren anzuſehen, womit man wuchern kann?

Baudovin. O wäre ich das geweſen, ihr könntet ſicher bey mir vorübergehen, ohne daß ich euch erkennen würde. Nein! ich war ein franzöſiſcher Gelehrter, Namens Baudovin, ein fertiger Schreiber, ſehr armer Mann und meines Handwerks nach ein Ueberſetzer. Ich erwarb mir den Namen des großen Paraphraſten, und das mit Recht; denn unter meinen Händen wuchſen die Schriftſteller noch einſt ſo groß auf, als ſie waren, und Quartanten wurden zu Folianten, ſo bald ich ſie meine Sprache gelehrt hatte. Ich konnte nicht anders: denn ſehet, mein Herr, wie hätte ich ſonſt leben wollen? die gewiſſenloſen Buchführer wollten mir kaum ſechs Groſchen für den Bogen geben: das Buch mußte nothwendiger Weiſe ſtark werden.

Virgil. Du biſt zu beklagen: es ſcheint ſo gar, als hätte der Stil deiner Ueberſetzungen Einfluß auf deine Sprache gehabt. Denn dieſe ganze Zeit redeſt du von meinen Schätzen, ohne daß ich noch weis, worinn ſie beſtehen.

Baudovin. In denen Einkünften, welche von den Anmerkungen, Umschreibungen, Uebersetzungen und so gar Abdrücken von und über eure Schriften gezogen werden. Da haben ihre Verfertiger und ihre Verleger davon gelebt: wenn ich nun alle diese Summen zusammen rechne, o was muß da nicht für Geld heraus kommen!

Virgil. Wie ich also höre, so habt ihr in der Oberwelt das Geheimniß erfunden, aus dem Witz eine gangbare Waare zu machen. Ich dachte, man könnte nur Beyfall oder höchstens eine Mahlzeit, wie Bavius und Mävius dafür einkaufen.

Baudovin. Es giebt dergleichen auch noch viele: aber die meisten verdienen lieber baares Geld damit; das ist nutzbarer. Das Unglück ist nur, daß die Buchführer ihren Gewinn gar zu groß abmessen, und daher bey den Gelehrten immer aufs wohlfeilste einkaufen wollen.

Virgil. Vielleicht ist die Güte eurer Waaren Schuld daran. Denn ich kann mir von eurem Witz nicht viel versprechen, wenn ihr ihn als Tagelöhner ums Lohn bearbeitet. Hast du irgend auch eine Uebersetzung von mir gemacht?

Baudovin. Nein! ich blieb bey prosaischen und meistens solchen Schriftstellern, deren Sprache der meinigen näher kam, als die latei-

nische. Bey dem Werthe, den man auf meine Schriften setzte, sehet ihr wohl, daß ich hätte Hungers sterben müssen, wenn ich mich an euch gemacht hätte. Die peruanischen Geschichte des Yaka Garcilasso de la Vaga waren mir einträglicher.

Virgil. Also, wie ich merken kann, siehst du und deines gleichen meine und andrer gutgeachteter Verfasser Werke nicht als Sachen an, welche zum Unterricht, Belehrung und Belustigung derer Menschen geschrieben worden, sondern haltet sie ohngefähr so, wie der Landmann die Sachen schätzt, welche er auf seinen Acker streuet, ihn fett zu machen.

Idille.

Daphnis. Thyrſis.

Daphnis.

Sahest du ſie nicht, Freund! dieſe Unbekannte? ſie entwiſchte meinen forſchenden Augen hinter jene Sträuche. Du verliereſt eine Glückſeligkeit, wenn du ſie nicht betrachteſt. Pan, Dank ſey ihm! hat ſie mich heut ſchon ſehen und ſprechen laſſen. Ich kann dieſes Glück nur dem Pan beymeſſen.

Thyrſis. Iſt ſie denn ſo ſchön, lieber Daphnis? Iſt ſie ſchöner als Amarillis? o führe mich zu ihr! ich will ſie lieben! Amarillis mag heut ihre Heerden allein weiden . . . vielleicht auch noch morgen!

Daphnis. Leichtſinniger Schäfer! du biſt alſo noch immer die Ausnahme unſrer unſchuldigen und zärtlichen Sitten? Auch der feurige Reiz der blühenden Amarillis feſſelt dich noch nicht? . . . macht dich noch nicht beſtändig?

Thyrſis. Höre einmal auf, o Schäfer, die Natur, dieſe gütige Mutter aller Weſen, dieſe Bilderinn unſrer Seelen, zu tadeln. Fällt

dein

kein Tadel auch auf dieſe wolligten Lämmer, auf dieſe Sinnbilder der Unſchuld? Siehe, wie ſie hier auf dem kleereichen Gegräſe in frohen Sprüngen ſich über den Schatten der Buche freuen, und ihre Weide unter ſchuldloſen Scherz abmähen. Aber ſiehe ſie ſchnell dieſe Trifft verlaſſen: ſie renuen bey jene Eiche, wo die Weide nicht ſo fett iſt: doch gleich freudig und gleich ſpringend ergötzen ſie ſich auch auf jener Wieſe, und niemand klagt ihre Unſchuld einer Untreue an. Siehe, Daphnis! wie der ganze Trupp mit freudigem Blöcken dahin hüpft, und der wachſame Hylax kann ſie kaum einholen.

Daphnis. Bey dir trifft es nicht ein, wenn man ſagt, die Natur mache weiſe. Dich hat ſie Verderbniß gelehrt, und du mißbrauchſt ihre lehrenden Begebenheiten. Warum betrachteſt du bloß deine Schaafe, mein Freund? weswegen ſchlägſt du die Augen nicht in die Höhe, um auf dieſer dickäſtigen Buche eine girrende Turteltaube zu ſehen. Hier liegt die Gattinn: ein grauſamer Jäger traf ſie von weitem, und ſie fiel todt von dem Baume. Bey ihrer Leiche ſitzt noch der getreue Tauber: dieſer Zärtlichkeit giret aus ſeiner Bruſt klingende Töne, und er vergißt in den öden dickverflochtenen Zweigen, daß es noch Tauben außer ihr in

der

der Welt giebt. Schon am Morgen ward ich von dieser Scene gerührt und traurig belustigt.

Thyrsis. Ach! lasse ihn austrauren! Morgen wird er sich in der süßen Gesellschaft einer andern Gattinn trösten, und indessen müßige Schäfer von seiner Treue Fabeln erzählen lassen. Erzähle mir vielmehr, mein Daphnis, was du von der Unbekannten weißt. Wie ist sie gestaltet? was hat sie für Reizungen, daß ihr Anblick eine Glückseligkeit ist?

Daphnis. Du forderst zu viel, Freund, von meinem gerührten Herzen. Könnte dies Herz reden, was würde es dir nicht sagen! Es würde dir den Himmel in den Mienen einer jungen Schäferinn schildern. Allein, der geschickteste Maler würde nur die Gestalt und Farbe ihrer reizenden Augen treffen, aber niemals, niemals würde er das sanfte Gemüth, die Unschuld, oder die süßen Blicke abmalen, die aus ihnen herquellen, und sich über jeden ihrer zarten Gesichtszüge verbreiten. O! und noch weniger die Empfindungen, welche sie in fühlbaren Herzen entstehen lassen.

Thyrsis. Dies können Reizungen für dich seyn: du magst gern zu den Füssen einer Schönen schlafen, und die Schäferinn rührt dich nicht, die dich zu dir selbst ruft, wenn du dich in die Bewunderung ihrer Anmuth versenkt hast,

oder die einen freudigen Waldgesang anstimmt, indem deine schmachtende Augen mit ihr von Liebe reden, und deine Zunge eine redneriſche Stille beobachtet.

Daphnis. Du hast recht, Freund! lasse mich immer diese sanfte Schäferinn lieben, und ihr den Rest meiner Tage weihen. Du hast ihren niedlichen Wuchs gesehen: aber ich Glücklicher oder Unglücklicher, ich weis es selbst nicht, was ich bin: ich habe ihre Mienen, ihre Manieren, und ihre zarten Hände gesehen, und bin mir selbst entrissen worden. Meine Phyllis, schön, wie ein Rosenknöspgen, reizend, wie die Morgenröthe an ihrem Geburtstage, wie werde ich dir eröffnen, was ich fühle!

Thyrsis. Eile, mein Freund, sie zu sprechen! entledige dich deiner Quaal! Ich sehe die junge Amarillis kommen: wir wollen indessen ein Liedgen singen, oder einen Tanz probieren, den ich auf das nächste Fest des großen Pans ausgedacht habe. Ich wünsche dir Glück zu deiner Liebe. Amor begleite deine Schritte, und mache dich sieghaft, gleich mir.

Innhalt.

Fabeln.

1. Der Fuchs und der Fabeldichter S. 7
2. Der Affe, ein Projektmacher 9
3. Der Elephant, ein Kronenwerber 10
4. Das Pantherthier, der Widder und der Hund 11
5. Die Spinne und die Fliege 12
6. Der Papagay und der Mops 14
7. Die satyrische Nachteule 15
8. Der Adler und der Straus 16
9. Der Dachshund, das Wiesel und der Pudel 17
10. Die Meerkatze und der Stutzer 19
11. Der Frosch und der aufgeblasene Schlauch 20
12. Die Kaiserkrone, die Hummel und der Schmetterling 22
13. Der kranke Löwe 23
14. Die widerspenstige Krähe 24
15. Die Haasen und der Fuchs 25
16. Die Rose 27
17. Merkur und der alte Hund 28
18. Die Gerechtigkeit und der Fuchs 29
19. Der Pfau und die Nachtigall 30
20. Der Fuchs vor Gerichte 31
21. Der büßende Geyer 33
22. Der Fuchs und der Edelmann 35
23. Der Phönix 37
24. Der Geyer und die Taube 38
25. Die Katze und ihre Frau 39
26. Der Ziegenbock und die Katze 40
27. Zeus

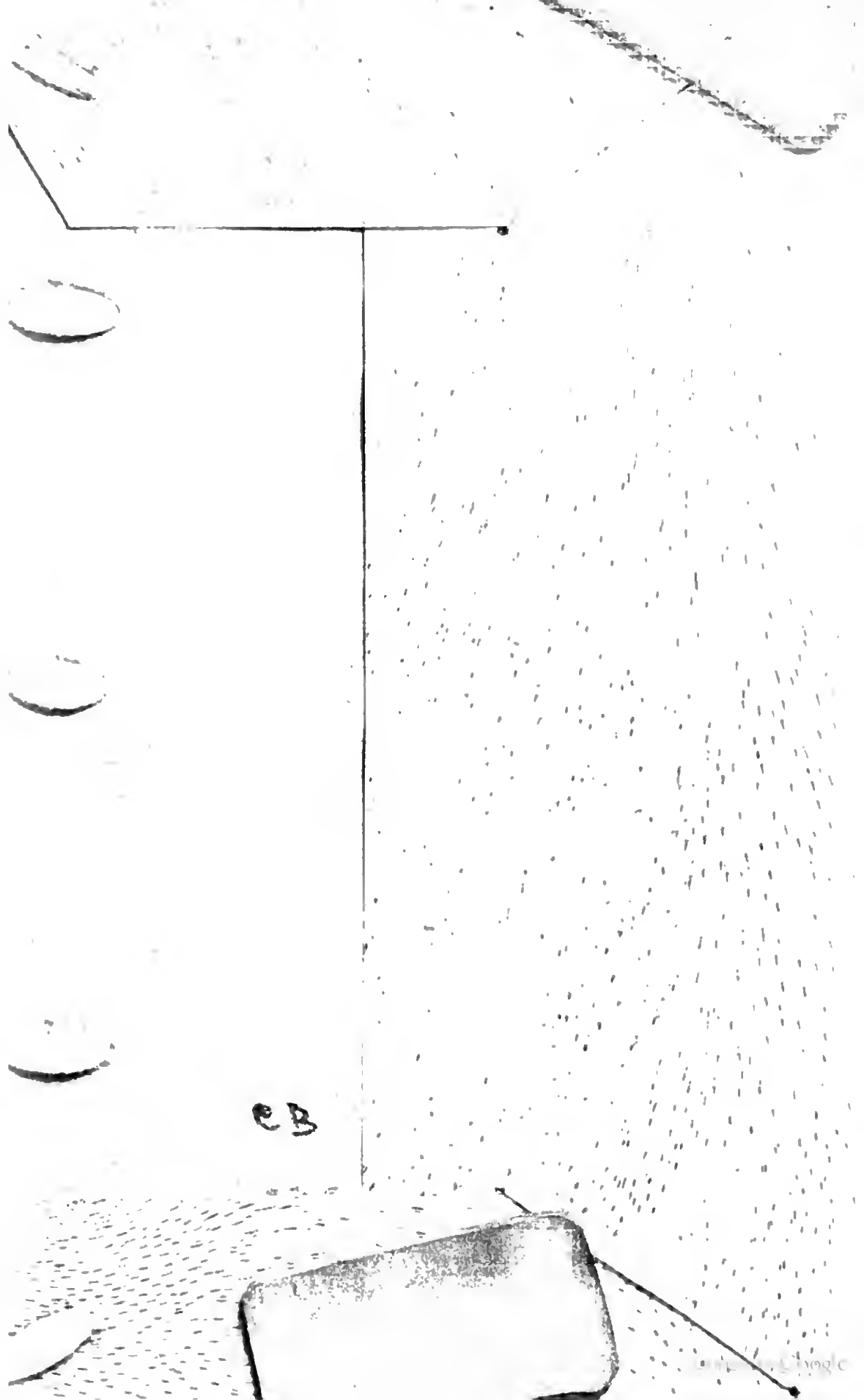
Innhalt.

27. Zevs und das Pferd S. 41
28. Die Weisheit des Elephanten 43
29. Der Gänserich und der Adler 45
30. Der Bauerjunge und die Ameisen 46
31. Der Esel und der Luchs 47
32. Die Blutegel und die Wasserschlange 48
33. Das Gelübde des Fuchses 49
34. Das Jagdpferd und der Windhund 51
35. Die Eiche und der Nelkenstock 52
36. Der entscheidende Affe 53
37. Der Jagdhund und der Mops 55
38. Der Maulwurf und die Eydexe 56
39. Der Fuchs und der Dachs 57
40. Der Ichneumon und der Ibis 58
41. Der Hund und der Falke 59
42. Der kritisirende Esel 60
43. Der Guckguck und der welsche Hahn 61
44. Der Kettenhund und sein Bruder 62
45. Der Geldtopf und der Mops 63
46. Die ehrgeizige Maus 64
47. Der Falke und der Wiedehopf 65
48. Der Esel, ein Redner 66
49. Die Tulpe, die Lilie und die Bienen 67
50. Die bekümmerten Mäuse 69

Todtengespräche.

I. Sebastian Gryph. Thyrsis. 71
II. Cäsar. Chremes. 77
III. Elephantis. Anna Dacier. 84
IV. Justinian und Juvenal. 93
V. Virgil und Baudouin. 101
VI. Idille, Daphnis. Thyrsis. 107

0056593L


e B